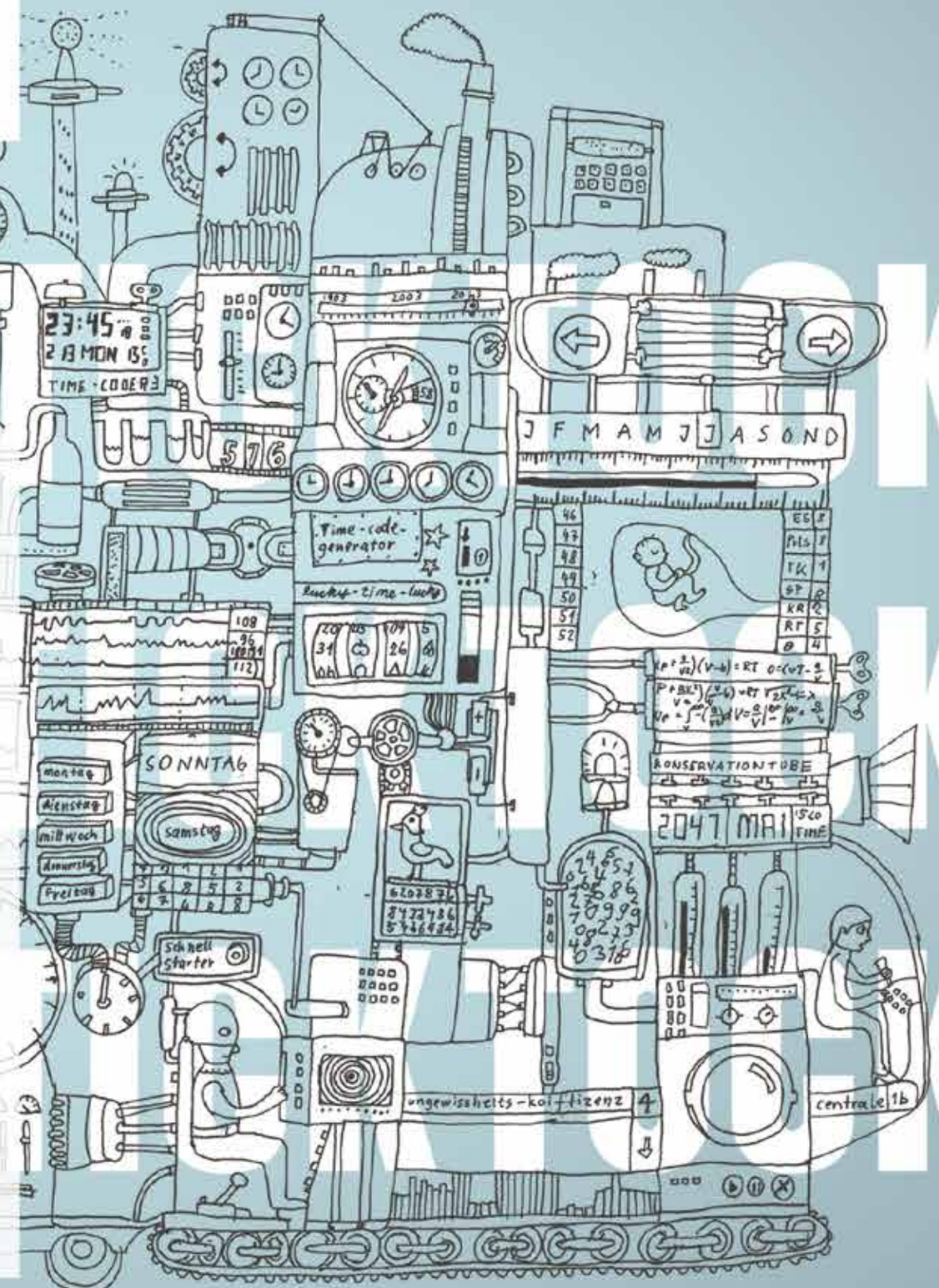
BOM13

03.2013 · Ausagbe 01 · »Zeit«
Redaktionelles Kollektiv für unkonventionelle Redaktion



Ultra – ein Leben lang
Geschichte eines Fußballfans

Rasender Stillstand
Eine Spurensuche nach der Zeit

Außerhalb der Zeit
Ein nordischer Filmmarathon

Fermaten
Zeit auf Portugiesisch

Als Apple noch kein Computer war
Zeitreise ins London von 1969

„Was wir ‚Zeit' nennen,
ist weder eine apriorische Gegebenheit
der Menschennatur
noch eine immanente Eigentümlichkeit
der nichtmenschlichen Natur.

Zeit stellt eine menschliche Syntheseleistung
dar, die nur im Zusammenhang mit bestimmten
sozialen Entwicklungen zu verstehen ist."

Norbert Elias „Über die Zeit", 1988

Editorial

Das einzige, was in der Regel nicht gelesen wird, ist das Editorial. Warum sollten wir uns also die Mühe machen? Spät in der Nacht, als alle Artikel auf den Seiten ihren Platz gefunden hatten, entschieden wir uns doch dafür – weil es nun einmal die allererste Ausgabe ist – wenigstens kurz zu beschreiben, was die Idee hinter BOM13 ist und was das Magazin uns bedeutet.

Die Idee war es, aus einem Kollektiv heraus, unabhängig von Werbung, Chefredakteuren, vorgegebenen Formaten und Themen, ein Magazin mit Inhalten zu gestalten, die uns selbst interessieren und umtreiben. Mit Comics, Fotokunst, Kurzgeschichten und Artikeln, die auch gern einmal über ihre „normale“ Länge hinaus Platz in einem Medium finden.

Wir stellen jede Ausgabe unter ein bestimmtes Motto. Um „Zeit“ dreht es sich in dieser Ausgabe, darauf folgt „Macht“.

Über uns: Wir sind Journalisten, Redakteure, Fotografen, Dramaturgen, Illustratoren, Comic-Zeichner, Designer, Programmierer, Politiker und ganz normale Leute und betrachten uns selbst eher als Künstlerkollektiv denn als Redaktion. Jederzeit können neue Autoren hinzukommen, andere werden sich zwischendurch eine Auszeit nehmen.

Es geht uns darum, auch mal unkonventionelle Formen zu wählen, zu vertiefen und abseits des Mainstreams zu gestalten.
BOM13 war anfänglich nur ein Arbeitstitel, der sich über die Zeit so manifestiert hat, dass wir uns nicht mehr von ihm trennen wollten. Was er bedeutet …

Fermaten

Zeit auf portugiesische Art

Sylvia Roth

BOA VIAGEM
LISBOA ESPERA POR TI
<3 <3 <3

Alles, was ich über die Zeit weiß, habe ich von den Portugiesen gelernt.

Ich wollte mir Zeit schenken, als ich fünf Monate nach Lissabon ging, um innezuhalten im Hamsterrad. Und dann stahlen die Portugiesen sie mir. Unentwegt. Und unverhohlen. „O tempo“ heißt die Zeit auf Portugiesisch, doch wer denkt, dass diese Vokabel irgendetwas mit Tempo zu tun hat, hat sich mächtig geschnitten. Die physikalischen Gesetzmäßigkeiten in Lissabon sind andere, hier greift die Schwerkraft auch in die Formel der Zeit hinein. Den strammen Takt der deutschen Energie noch fest im Körper, werde ich unmittelbar nach meiner Ankunft permanent ausgebremst und dazu gezwungen, mich zu verlangsamen. Es ist, als sei ich umzingelt von Seismographen, die bei jeder geringsten Störung ihres Zeitflusses ausschlagen und die auf meine innere Unruhe nicht mit Beschleunigung reagieren, sondern mit stoischer Blockade. So, als wollten sie mich erziehen. Schon nach wenigen Tagen merke ich: In den Momenten, in denen ich es eilig habe, wird Lissabon für mich zur Hölle und das Gegenüber zum Feind.

Am Schalter der Post etwa, den „Correios“, wo alles so ordnungsgemäß organisiert scheint wie in einer deutschen Behörde, muss ich eine Nummer ziehen und sie mit der Digitalanzeige über dem Schalter abgleichen, um zu wissen, wann ich an der Reihe bin. Ob ich allerdings jemals an die Reihe kommen werde, wird erst die Zukunft weisen. Denn obschon ich nur fünf Zahlen von meinem Ziel entfernt bin, kann ich nun eine geschlagene halbe Stunde lang vier Beamte bei der Kultivierung der Langsamkeit beobachten: Mit der Verzücktheit von Philatelisten kleben sie Briefmarken auf und schieben Papiere hin – und her, durchschreiten den Weg zum Kopierer bedächtig wie ein Gang durchs Weltall und dann, ehe sie den nächsten Kunden aufrufen, schieben sie die Papiere noch einmal hin – und her, denn möglicherweise hat sich während der Reise durchs Weltall irgendetwas ganz von allein verrückt. „Tick-Tack“ höre ich die Zeiger der Uhr in meinem Kopf klacken, „Tick-Tack“. In stummer Wut halte ich innere Vorträge über Effizienz, Optimierung und Diebstahl von Lebenszeit, während ich mich so sehr aufpumpe, dass die arme Schalterbeamtin gar nicht weiß, was ihr geschieht, als ich schließlich an der Reihe bin und meinen Brief wie einen Pistolenschuss auf die Theke knalle mit der Bitte, ihn doch gefälligst zu frankieren. „Se faz favor“ – sofern Sie vielleicht irgendwann in diesem Jahrhundert noch die Güte haben sollten, mir diese Gunst zu erweisen!

Natürlich liegt es nicht an der Schalterbeamtin, sondern daran, dass ich einfach keine Ahnung habe. Ich bin eine Analphabetin auf dem Gebiet der Zeit. Deshalb braucht es ein Schlüsselerlebnis, damit der Groschen auch für mich fällt: Als ich einem Bus hinterherrenne, um ihn unbedingt noch zu erwischen, ruft mir eine Passantin zu: „Não corre, vem um outro! Rennen Sie nicht, es kommt ein anderer!“ Wenige Minuten später kann ich tatsächlich in den nächsten einsteigen und begreifen, dass mir soeben eine Lebensphilosophie geschenkt wurde. „Não corre!“ Was für eine Metapher! Es macht Klick in meinen Großhirnhälften, sowohl in der rechten als auch der linken. Zwei Wochen lang habe ich versucht, dem Gesetz der portugiesischen Zeit den Kampf anzusagen,

jetzt kapituliere ich und trete feierlich ein in die Schleuse der Entschleunigung. Ich gestehe dem portugiesischen Stoizismus meine tiefste Verehrung zu und immatrikuliere mich an der Alma Mater der Gelassenheit, zu der nur Eine keinen Zutritt hat: die Mentalität des „Wer-zu-spät-kommt-den-bestraft-das-Leben“. Ich höre auf zu rennen, weil es unhöflich ist, der Zeit den Vortritt rauben zu wollen. Ich gestatte mir die Eile nicht mehr. Ich bin jetzt bereit für Lissabon.

Denn in Lissabon ist die Zeit keine tickende Uhr, sondern ein Raum, den man öffnen kann. Mit Schlüsseln, die in der ganzen Stadt herumliegen. Überall. Man muss sich nur die Zeit nehmen, sie aufzuheben. Dann wird man feststellen, dass sich die schönsten Zugänge auf den Miradouros finden, den Aussichtspunkten in dieser „cidade das sete colinas“, dieser Stadt der sieben Hügel. Wörtlich übersetzt heißt Miradouro: Gold sehen – und Gold kann man in Lissabon fast von jedem Viertel aus betrachten. Die Miradouros bieten die Möglichkeit, den Blick zu weiten, die Augen ein Stück Unendlichkeit atmen und dabei zur Ruhe kommen zu lassen – so, als stünde man am Meer. Nur, dass die Unendlichkeit hier nicht aus Wasser und Horizont, sondern aus Häuserwürfeln und Horizont besteht, vorsichtig durchbrochen vom in der Sonne glitzernden Tejo. Als ich den Schlüssel für die Miradouros und damit den Schlüssel für Lissabon gefunden habe, begreife ich zum ersten Mal, was eine „Fermate“ ist – denn so taufe ich die Miradouros insgeheim. Sie sind Fermaten, weil sie, mitten im Großstadtgetümmel, mitten im Alltag, Orte sind, an denen der Zeitfluss einfach inne hält. Stundenlang kann man hier schauen, sich versenken – und das eigene Sehen dabei beobachten, wie es sich verändert. Man kann sich, so wie die portugiesischen Alten, auf ein Bänkchen setzen, die Hände auf den Stock gestützt, die Schiebermütze ins Gesicht geschoben, und sich ein Nickerchen gönnen. Man kann einen Schal stricken, den man nie brauchen wird. Oder eine Schachpartie gewinnen. Man kann Tore schießen und Hausaufgaben machen. Egal, was man tut: Man wird in jedem Fall ganz friedlich werden. Und feststellen, dass auch das Hamsterrad seinen Frieden gefunden hat. Fortan vergeht kein Tag, ohne dass ich einen Miradouro besuche und die Zeit studiere, die ich dort vorfinde. Ich weiß jetzt, wie Auszeit geht. Auch wenn ich, als die fünf Monate zu Ende gehen, nur schwer akzeptieren kann, dass sie sich nicht einmal in Lissabon anhalten lässt, die Zeit.

Alles, was ich über die Zeit weiß, habe ich von der Musik gelernt.

Mein portugiesisches Leben, a minha vida portuguesa, ist Vergangenheit. Ich bin nach Bremen gezogen, um als Dramaturgin am Musiktheater zu arbeiten. Den Tejo habe ich gegen die Weser eingetauscht, Benfica gegen Werder, die Caldo Verde gegen Kohl und Pinkel. Und, seien wir ehrlich, die Sonne gegen den Regen. Auch die Zeit hat sich verändert. In der Fermatenform taucht sie nur selten auf, hier kommt sie fordernder, rhythmischer, pulsierender daher. Mit einer großen Portion Wohlwollen betrachtet, ließe sich behaupten, dass sie deshalb musikalischer ist als die portugiesische. Aber jetzt ist sowieso keine Zeit, darüber nachzudenken, denn jetzt hat die Probenarbeit an der neuen Produktion begonnen, Gustav Mahlers Dritte Sinfonie in szenischer Umsetzung. Fünf Wochen haben wir, der Dirigent Markus Poschner, der Regisseur Benedikt von Peter und das restliche Team, um die Produktion auf die Beine zu stellen. Die Zeit läuft.

Sich mit Musik zu beschäftigen heißt, seinen Tag in Takte zu gliedern. Die Musik gibt das Metrum vor, sie subjektiviert die Zeit für uns und unsere Wahrnehmung. Sie verkürzt sie, beschleunigt sie, dehnt oder intensiviert sie. Mit Hilfe der Musik kann die Zeit bisweilen sogar stillstehen. Zum Beispiel, wenn ein Akkord angehalten wird und damit das Jetzt aus der Kausalität des Vorher und Nachher heraustritt. Oder eben durch eine Fermate, in der die Musik innehält, verstummt, sich für einen Moment eine Auszeit von sich selbst nimmt.

Mahler musste sich seine eigene Fermate schaffen, um komponieren zu können. Nur im Sommer fand er die Zeit dazu, zog sich von seinem Beruf als Opernkapellmeister zurück aufs Land, verkroch sich in sein Komponierhäuschen am Attersee. Angeblich, so will es die Anekdote, ließ er die Vögel totschießen, damit sie ihm in seiner Enklave nicht das Recht auf Konzentration streitig machten. Und obschon er so mühsam den Alltag aus seinem Leben eliminierte, holte er ihn zugleich wieder in seine Musik hinein. Alles sammelte er auf: Fanfaren, die er als Kind in der Militärkapelle hörte, Volksmusikfetzen, die er in einem Heurigenlokal aufschnappte, jiddische Musik, Beerdigungsmärsche. Vielfältigste Erinnerungsfetzen wob er in die Musik zu einem klingenden Archiv, einem tönenden Gedächtnis. So, als habe er durch die Polyphonie der Zitate, Fetzen und Schnipsel die Zeit überlisten wollen, als habe er die Linearität außer Kraft gesetzt und Vergangenheit und Gegenwart zu einem Moment gebündelt. Am deutlichsten wird das im 3. Satz, wenn ein Posthorn erklingt, von Mahler mit den Worten kommentiert: „Wie aus weiter Ferne“. Das ist der Moment, in dem sich die Musik von der Zeit in den Raum weitet und dreidimensional wird. Das ist der Moment, in dem eine Erinnerung wie aus einer anderen Welt herüberweht. Fast wirkt es, als verharre das restliche Orchester, um dem Posthorn, dem in der Gegenwart Vergangenen, sehnsüchtig zuzuhören. „Zeit lassen!“ hat Mahler als musikalische Anweisung über diese Passage geschrieben. „Não corre“, denke ich.

Aber wir können uns keine Zeit lassen, viel zu viel ist zu tun. Die Videokünstler Timo Schierhorn und Katharina Duve haben

sich nichts weniger vorgenommen, als die ganze Welt in den Theaterraum zu holen.

Nächtelang durchforsten sie Youtube, dieses Paralleluniversum mit den unzähligen menschlichen Botschaften, den Kontaktaufnahmen zur Welt, den Flaschenposten, die rund um die Uhr ins Internet gestellt werden. Sie suchen nach Menschen, die Gipfel erklimmen, Menschen, die in die Kamera winken, Menschen, die Gondel fahren. Und bündeln die Sequenzen zu Super Cuts, schneiden unzählige verschiedene Instants des Winkens, der Gipfelstürme und Gondelfahrten seriell aneinander, verkürzen die Videos, um sie dadurch zu prolongieren. Der Augenblick des Winkens geliert sich im Sample zur Ewigkeit. Ähnliches passiert auch mit unserer Zeit. Wir denken nur noch in Takten und Youtube-Sequenzen, werden kurzatmig und hängen gleichzeitig im Loop fest. Die einzigen Fermaten, die es gibt, sind Zigarettenlängen und Schlucke aus der Kaffeetasse. Die Post, die ich aus Portugal bekomme, bleibt unbeantwortet, die Miradouros in meinem Innern sind verblasst. Längst renne ich wieder.

Alles, was ich über die Zeit weiß, ist, dass ich nichts über sie weiß.

Die Endprobenwoche beschleunigt sich und uns alle zu einem großen Accelerando – und dann, schließlich, verbindet sich in der Premiere alles zum Gesamtkunstwerk in Zeit und Raum. Ich durchwandere Mahlers Dritte Sinfonie und es ist, als hörte und sähe ich die vielen, über fünf Wochen so vertraut gewordenen Takte und Bilder zum ersten Mal. Als das Posthorn im 3. Satz erklingt, öffnet sich der Link zur Erinnerung. „Wie aus weiter Ferne", wie eine Fata Morgana, schimmert hinter den Youtube-Bildern von Alpengipfeln zunächst ein Miradouro durch – und dann das Innere eines portugiesischen Postamts. Ein Zeiger klackt, die Nummer auf der Digitalanzeige zählt auf 23. Ich bin an der Reihe. Die Schalterbeamtin nickt mir freundlich zu, als ich meinen Brief mit den Worten „Para a Alemanha, nach Deutschland", über die Theke schiebe. „Aaah, Bremen", sagt sie, als sie einen Blick auf die Adresse wirft. „Os meus filhos gostam a história dos Stadtmusikanten, meine Kinder lieben die Geschichte von den Stadtmusikanten." Zum ersten Mal nehme ich das Radio wahr, das neben der Frau auf dem Fenstersims steht. Seltsam, es ist kein Fado, der daraus ertönt, nein, es ist Mahlers Dritte. Als der Stempel die Briefmarke stanzt und das Posthorn im selben Moment verstummt, merke ich, dass ich für einen kurzen Augenblick – vielleicht für die Dauer einer Fermate – einfach aus der Zeit gefallen bin.

Ultra – ein Leben lang

Die Geschichte eines Fußballfans oder was es bedeutet, fanatisch zu sein.

Aufgeschrieben von Martin Märtens

Sie singen während des gesamten Spiels, sorgen für die großen Choreographien in den Kurven und unterstützen ihre Mannschaft zu 100 Prozent. Aber ihnen wird auch vorgeworfen, die Auseinandersetzung mit gegnerischen Fans zu suchen, Pyrotechnik zu zünden und für Randale zu sorgen. Seit Anfang der 90er Jahre halten die Ultras Einzug in die deutschen Fußballstadien. Dabei scheinen sie mehr zu sein als eine Fanszene. Ultra bedeutet Subkultur. Und der Begriff Ultra lässt sich nur schwer fassen oder definieren. Zu unterschiedlich ist die Szene. Sogar in ein und demselben Verein. Dennoch haben sie fast alle eine Gemeinsamkeit: Sie investieren bis zu 60, 70 oder 80 Wochenstunden in ihre Kultur. Dies ist die Geschichte von Hauke, 28. Werder-Fan. Ultra.

Es ist der 29. Mai 1993, kurz nach 15 Uhr, als Hauke mit seinem Vater erstmalig ein Fußballstadion betritt. Eigentlich hat er gar kein Interesse am Fußball, nur weil „alle“ immer ins Weserstadion gehen, wollte er auch mal gucken. Ohne große Erwartungen losgegangen, erfasst ihn sofort dieser eigenartige Geruch aus Bier, Bratwurst, Fischbrötchen und Schweiß auf der einen, sowie die gespannte Erwartung von 40000 auf der anderen Seite. Die Luft scheint fast zu knistern, alles ist fokussiert, die Stimmung angespannt. Die Nackenhaare stellen sich hoch und ein warmer Schauer läuft ihm über den Rücken. Schon nach einer Minute ist klar, dass Hauke mehr davon will. Süchtig nach dem ersten Schuss würde man bei einem Drogenabhängigen sagen. Süchtig ist auch Hauke. Nach Fußball, der Stimmung, den Emotionen. Als gut zwei Stunden später die Partie abgepfiffen wird, ist der damals Neunjährige noch immer wie im Rausch. Werder hat den Lieblingsfeind aus Hamburg mit 5:0 abgefertigt und damit einen Spieltag vor Saisonende die Tabellenspitze erklommen. Sehnsüchtig blickt Hauke vom Sitzplatz auf die Stehränge der Ostkurve. Sie werden in den kommenden Jahren sein neues Wohnzimmer sein.

Süchtig nach dem ersten Schuss

Zwei Jahre lang noch nötigt der Werderfan seinen Vater, mit ihm ins Stadion zu gehen – obwohl dieser eigentlich kaum Interesse am Fußball hat. „Es war nicht dieses klassische Vater-Sohn-Ding, wo der Vater Fan ist und seinem Sohn das sozusagen beibringt“, erklärt Hauke. Dann, 1995, geht er erstmals in die Ostkurve, zum Kern der Fans, ohne seinen Vater. Ein Freund teilt seine Vorliebe für die Grün-Weißen und ist nun alle zwei Wochen sein Begleiter, wenn es Richtung Osterdeich geht.

„Danach kam eine Zeit, in der ich das Interesse am Fußball verlor, so mit 14, 15 Jahren.“ Andere Dinge wurden interessant, Partys, die erste Freundin. Bis die Saison 1998/1999 kam. Werder kämpfte gegen den Abstieg. „Es kann doch nicht sein, dass ihr jetzt, wo euch euer Verein am meisten braucht, nicht mehr ins Stadion geht“, schimpfte ausgerechnet die Mutter seines Freundes, mit dem er normalerweise die Werder-Heimspiele besuchte. Ein einschneidendes Erlebnis. Zurück im Stadion. Und nachdem Thomas Schaaf die Mannschaft kurz vor Saisonende am 10. Mai übernommen hatte und mit ihm der Abstieg verhindert wurde, feierten die Bremer gut einen Monat später, am 12. Juni im Berliner Olympiastadion, den DFB-Pokalsieg gegen damals übermächtig scheinende Bayern. Es folgte die erste Dauerkarte. Das Feuer war wieder entfacht, mehr als je zuvor. Erste Auswärtsspiele kamen hinzu und seit 2003 wird fast ausnahmslos jedes Werder-Spiel besucht.

Auswärtsspiel bei St. Etienne | Infamous Youth

Ostkurve | Infamous Youth

Hauke muss zunächst lange überlegen, ob er bereit ist, mit einem Journalisten zusammenzuarbeiten und seine Geschichte aufschreiben zu lassen. Die Berichterstattung über Ultras in den Medien hat ihm nicht gefallen. Zu oft sei das Pauschal-Urteil „Ultra“ gefällt worden. Im Zusammenhang mit Randale, Protesten und Pyrotechnik. Auch sein richtiger Name darf nicht genannt werden – die Angst vor Repressalien ist groß. Zwischen 20 und 80 Stunden investiert Hauke heute jede Woche in sein Ultra-Leben. Mehr als 2000 Euro hat er dafür in der vergangenen Saison aufgebracht – zumeist für Eintrittskarten und Auswärtsfahrten. Wie viele Kilometer er zurückgelegt hat weiß er nicht mehr. Nur, dass es das auf jeden Fall wert war. Auch wenn Werder eine schlechte Saison gespielt hat. Das Erlebnis Fußball steht im Vordergrund. Die Fanszenen, der Support, die Choreographien.

2005 entstanden erste Kontakte zur Eastside – der damals größten Ultra-Gruppierung in Bremen. Hauke traf auf Menschen, die in seinem Alter waren und sich aktiv bei der Ultra-Gruppierung engagierten. „Die Eastside war damals aber schon in sich brüchig. Es gab dort durchaus Leute, die nach rechts offen waren und auf der anderen Seite Leute, die eine ganz klar antirassistische Ausrichtung hatten“, erinnert sich Hauke. Letztere waren auch die, zu denen der damals 21-Jährige Kontakt hatte. Im Herbst 2005 löste sich die Eastside auf, neue Gruppierungen entstanden. „Rolands Erben“, „Racaille Verte“ und „Infamous Youth“ hießen die Nachfolger. „Racaille Verte“ und „Infamous Youth“ positionierten sich sofort ganz klar antirassistisch. Etwas, dass zum damaligen Zeitpunkt als eher ungewöhnlich in der Fankurve angesehen werden durfte. Hauke wurde zum Ultra bei Infamous Youth: „Mein tiefer Einstieg in die Fanszene. Ich habe damals damit begonnen, Verantwortung zu übernehmen.“

„Ich habe damals damit begonnen, Verantwortung zu übernehmen“

Mit der Verantwortung wuchs auch die Angst, Angst vor anderen Gruppierungen, die aufgrund der politischen Positionierung mit Gewalt drohten. Im und rund ums Stadion gab es immer öfter Anfeindungen,

die schließlich in einem Überfall auf Racaille Verte mündeten, als die Gruppe 2007 im Ostkurvensaal ihr einjähriges Bestehen feierte. „Viele hatten damals lange daran zu knapsen. Vor allem die Jüngeren. In den Wochen und Monaten danach hat sich daraus aber eine ‚Jetzt erst recht'-Stimmung entwickelt. Wir wussten nun, wo die Grenzen zwischen uns und denen sind, die anfangs zum Teil noch verschwammen. Wir reden deshalb mittlerweile auch von einem Glücksfall". Ist es nicht komisch, von den eigenen Leuten angegriffen zu werden? „Nur weil wir Fans von dem gleichen Verein sind, heißt das noch lange nicht, dass wir zu den gleichen Leuten gehören. Ich habe auf jeden Fall deutlich mehr mit einem HSV-Ultra gemeinsam, der sich antirassistisch positioniert, als mit einem von denen."

Etwa 500 Personen, aufgeteilt auf insgesamt sieben Gruppen, werden heute der Ultra-Szene in Bremen zugerechnet, von denen sich „etwa 300 antirassistisch positionieren". Mittlerweile legt auch der Verein großen Wert auf Arbeit im Bereich der Antidiskriminierung, was Hauke als äußerst positives Zeichen bewertet. „Das Engagement des Vereins wurde in erster Linie durch uns Fans angestoßen". Es gibt aber auch andere Beispiele. „Man sieht das

Gedenken an Adrian Maleika | Matthias Vorwerk

zum Beispiel bei Alemannia Aachen. Der Druck von rechts wurde zu groß, der Verein hat sich nicht positioniert und die Aachen Ultras mussten aufgeben“. Etwas ähnliches wie in Aachen kann aus Haukes Sicht in Bremen nicht passieren. „Dafür sind wir mittlerweile zu viele und wir wissen uns auch dagegen zu wehren.“

Apropos wehren. Auch Hauke war früher kein Kind von Traurigkeit und auch wenn er Auseinandersetzungen nicht bei jedem Spiel suchte, so war er doch an einigen beteiligt. Mit der Zeit aber kamen viele aus seinem Freundeskreis zum Grübeln. Bis ein einschlägiges Ereignis seine Sicht der Dinge, und auch die vieler seiner Mitstreiter, änderte. Es waren die berühmten drei Wochen im April und Mai 2009, in denen Werder und der Hamburger SV gleich viermal, im DFB-Pokal, im UEFA-Cup (Hin- und Rückspiel) sowie in der Meisterschaft aufeinandertrafen.

„Alles war voller Blut“

Beim UEFA-Cup-Spiel in Hamburg überfielen vor Spielbeginn 100 Bremer Ultras,

Fight Homophobia | Antidiskriminierungs-AG der Werderfans

unter ihnen auch Hauke, die Hamburger Ultras und zerstörten Teile der vorbereiteten Choreographie. Nachdem Werder anschließend auch noch das Spiel gewann, war der Zorn der HSV-Ultras entsprechend groß. Nach Abpfiff sollten die Bremer Anhänger mit Shuttle-Bussen nach Othmarschen gebracht werden, als diese Busse plötzlich angegriffen und mit Steinen beworfen wurden. „Es hagelte Steine, einige Busse waren komplett entglast. Steine, Böller, Bengalos und Leuchtspur-Geschosse flogen in den Bus. Ein Freund, der neben mir stand, wurde von einem Stein am Kopf getroffen. Alles war voller Blut. Das war eine klare Grenzüberschreitung“.
Hauke beschreibt dieses Erlebnis heute als Wendepunkt, an dem ein Umdenken bei ihm und vielen anderen stattgefunden hat. Denn nur drei Tage später kamen die Hamburger zum Meisterschaftsspiel nach Bremen. Die Möglichkeit sich zu rächen. Teile der Bremer Ultras, auch Hauke, setzten sich zusammen und beschlossen, die Hamburger nicht anzugreifen und nach dem Spiel am Stadion zu warten, um so eine Konfrontation auf den Abfahrtswegen zu vermeiden. Die Gewaltspirale sollte auf diese Weise gestoppt werden. „Natürlich gibt es auch heute noch Gewalt bei uns, allerdings nicht mehr so, dass sie gesucht wird. Wir verteidigen uns natürlich, wenn wir angegriffen werden. Gewalt ist in der Gesellschaft allgegenwärtig und lässt sich somit auch nicht beim Fußball ausklammern“, sagt Hauke.

Neben den gegnerischen Fans kommt es des öfteren zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. Vor allem Auswärtsfahrten können so mal länger dauern als ursprünglich gewollt. „Momentan ist das Verhältnis zur Polizei nicht besonders gut. Es hat viel damit zu tun, wie die Polizei im Vorfeld eingestellt wird. Oftmals geht es ums Ego, darum zu zeigen, wer der Polizist ist und wer die Grenze zieht.“, glaubt der 28-Jährige. Gerade bei Anreisen mit dem Zug, wenn es während der Fahrt schon viel Kontakt gibt, sei die Chance, dass etwas passiert, relativ groß. „Es reichen schon Kleinigkeiten, wie Aufkleber kleben, dass Leute in Gewahrsam genommen werden. Und dafür gab es sogar schon Stadionverbote.“ Hauke vermutet oftmals Willkür bei den Polizeiaktionen und begründet dieses mit einem Vorfall beim Auswärtsspiel in Fürth im Oktober vergangenen Jahres. Während einer Choreographie wurden Bengalos gezündet, Polizei und Ordnungsdienst reagierten empfindlich. „In Fürth ist jemand herausgezogen worden, der bei der Choreo ganz außen auf dem Zaun saß und das Banner hochgehalten hat. Die ersten Fackeln wurde sieben bis acht Meter von ihm entfernt gezündet. Dennoch hat man ihm das vorgeworfen. Die brauchten einfach jemanden zum Vorzeigen.“

„Es reichen schon Kleinigkeiten, wie Aufkleber kleben, dass Leute in Gewahrsam genommen werden“

Neben seinem Studium sowie seinem Nebenjob dreht sich Haukes Leben fast ausschließlich um Fußball. Um den Support der eigenen Mannschaft, das Zusammensein mit Freunden, sowie das Positionieren gegen Rassismus, Homophobie und Sexismus. „Es wäre schön, irgendwann ein Klima im Stadion zu haben, bei dem sich alle wohlfühlen“, sagt er. Schon Wochen vor einem Spiel werden Choreographien geplant, angemeldet und vorbereitet. Busse und Karten für die Auswärtsfahrten müssen organisiert, Aktionen geplant werden. Da passt es natürlich, dass 90 Prozent seines Freundeskreises ebenfalls Ultras sind.
In den letzten Jahren sind auch vermehrt Frauen in der Fanszene anzutreffen. Weibliche Ultras sind, im Gegensatz zu den 90er Jahren, keine Seltenheit mehr. Zumindest in Bremen. Was sogar schon zu Anfragen von Journalisten aus anderen Städten führte, da die Bremer Fans als sehr „frauenfreundlich“ gelten. „Auf Anfragen, die so formuliert sind, gehen wir gar nicht erst ein.“

Versucht man eine Definition von „Ultra“ zu finden, wird man nur sehr schwer fündig. „Ein mehr als fanatischer Anhänger des Vereins“ ist wohl eine Gemeinsamkeit, mit der man allen gerecht wird. Es scheint aber auch die einzige, die auf alle zutrifft. „Ich selbst habe Schwierigkeiten mit einer Definition. Es ist etwas sehr Subjektives und meist mehr als nur persönlich gefärbt, deswegen ist eine allgemeingültige Definition fast unmöglich“, so Hauke. Zu unterschiedlich sind die Gruppierungen. Während die meisten hauptsächlich ihre Mannschaft unterstützen wollen, ist für manche auch die Positionierung gegen Diskriminierung und soziales Engagement wichtig, während für andere Prügeleien mit gegnerischen Fans dazu gehören.

Obwohl er heute der Gewalt abgeschworen hat, muss sich Hauke bei Familie, Bekannten und Freunden noch immer dafür rechtfertigen, dass verfeindete Ultra-Gruppen sich

untereinander attackieren und angreifen. „Dabei ist das eigentlich Hooliganismus unter Ultras. Es geht sogar soweit, dass sich einige Freunde von mir auch deswegen nicht mehr als Ultras bezeichnen“. Hauke selbst lässt sich sein Ultra-Sein aber nicht nehmen. Steht weiterhin dazu. „Die Frage ist immer: Will ich den Leuten, die ich für total bescheuert halte, die Begrifflichkeit ‚Ultra‘ überlassen?“

Auch in Bremen sind sich nicht alle Ultras untereinander grün. Es gibt unterschiedliche Richtungen. Man steht getrennt voneinander in der Kurve und Reibereien kommen immer wieder vor. Alles kein Grund, ans Aufhören zu denken: „Als ich Anfang 20 war, habe ich gedacht, dass ich mit 28 längst nicht mehr so aktiv bin. Heute kann ich mir nicht so richtig vorstellen, irgendwann einmal damit aufzuhören“, sagt Hauke. Am liebsten würde er sogar nach seinem Studium seinen Beruf mit seiner Fußballleidenschaft verbinden. So könnte er noch mehr Zeit mit seiner Leidenschaft verbringen. Aber was wäre eigentlich, wenn er aus beruflichen Gründen mal aus Bremen wegziehen müsste. Würde er dann beim dortigen Verein aktiver Ultra werden? Hauke lacht: „Wohl eher nicht.“

Protest | Matthias Vorwerk

Support | Infamous Youth

Das Fahrradsturz-Paradoxon

Rick Rozz macht sich Gedanken über das Beherrschen der Zeit

Als Schüler, wenn die großen Ferien gerade fünf Minuten alt sind, wenn man den Klassenraum und die Schule gerade erst verlassen hat, kommt einem der Sommer schier unendlich vor. Sechs Wochen Skateboarden, Konzerte und Partys. Doch wie schnell diese Unendlichkeit dann endlich wird. Während der ersten zwei Tage scheint es noch so, als hätte man die Zeit noch unter Kontrolle und man würde die ganzen sechs Wochen voll mit den Freunden auskosten. Doch schon am dritten Tag beginnt die „Rakete Sommerferien“ unaufhaltsam damit, sich der Umklammerung der Erdanziehungskraft zu entwinden und immer rasanter in Richtung Schulanfang aufzusteigen. Die Tage und Wochen schwirren nur noch so an einem vorbei und man ist nicht in der Lage, diesem verschwenderischen Zeit-Rausch zu entsagen. Immer drohender wird das Schulgebäude am Ende des Fluges sichtbar, bis man schließlich eines Morgens wieder mit Pausenbroten im Rucksack davor steht.

Zeit existiert nicht wirklich. Sie ist ein Konstrukt. Vom Menschen ersonnen, um seinen Alltag zu organisieren. Doch wie bei vielen unserer Erfindungen können wir auch diese nicht wirklich kontrollieren. Schlimmer noch. Oft macht die Zeit genau das Gegenteil von dem, was wir uns von ihr wünschen. Sie verstreicht entweder zu schnell oder sie verstreicht überhaupt nicht. Und obwohl Zeit mit ihren Sekunden und Minuten eigentlich ein sehr verlässliches Messinstrument sein sollte, kann man sich nur auf eines verlassen: Die Zeit hat fast nie die für uns passende Länge. Warten auf den Bus dauert zu lange, ein nerviger Film scheint nie aufhören zu wollen und die Ampel springt wohl nie auf Grün. Im Gegenzug verstreicht die Zeit bei gutem Sex in Lichtgeschwindigkeit und das einzelne Stückchen Schokolade ist so schnell runtergeschluckt, dass man das Verschwinden der ganzen Tafel nur mit einer Zeitlupen-Kamera aufnehmen kann. Ausnahmen bestätigen die Regel und so gibt es auch vereinzelte Fälle, bei denen die Veränderlichkeit der Zeit uns gut zu Pass kommt. Beispielsweise, wenn man mit dem Rad gegen eine Laterne fährt und sich die Sekunden des Fluges in Minuten verwandeln. Man hat dann noch genug Zeit zu denken, dass das gerade sehr ungeschickt war und das es jetzt gleich ziemlich weh tun wird. Mit etwas Glück kann man diese Zeit aber auch dazu nutzen, eine geschickte Rolle einzuleiten und sich damit ein zertrümmertes Schlüsselbein und einen Schädelbasisbruch ersparen. Auf der

Ritter
SPORT
50
KAKAO

anderen Seite steht die häufig als positiv empfundene Zeit-Beschleunigung beim nächtlichen Autofahren. Dann dauert eine Autobahnstrecke, die einen während der Hinfahrt am Tag zu Tode gelangweilt hat, höchstens noch ein Drittel der Zeit.

Das Merkwürdige an der Zeit ist also, dass sie ein universell gültiges System ist, dass von jedem von uns sehr individuell wahrgenommen wird. Nimmt man nochmals das Beispiel Sex, so kann es sein, dass sie auf der einen Seite des Bettes in oben beschriebener Lichtgeschwindigkeit verstreicht, während die andere Seite sich eher in der temporären Vorhölle einer Bushaltestelle oder roten Ampel befindet. Zumindest einer der Beteiligten wird diese individuelle Geschwindigkeit der Zeit bei der anschließenden Frage: „War es für dich auch so schön, wie für mich?“ deutlich gespürt haben. Ganz gleich, ob er dann mit einer Lüge oder mit der Wahrheit antwortet. Und diese spürbaren Geschwindigkeitsunterschiede haben im Menschen seit Anbeginn der Zeit die leise, leise Hoffnung geweckt, die Zeit doch irgendwie nach seinem Willen be- oder entschleunigen zu können. Die Hoffnung, sich das Fahrradsturz-Paradoxon bewusst zunutze machen zu können. Dann wäre es endlich möglich,

unerkannt Banken auszurauben, noch schneller Motorrad zu fahren, nackt durch Kirchen zu laufen und bei Boxkämpfen mit übermenschlicher Geschwindigkeit Schläge zu verteilen – sogar an den Schiedsrichter und das Publikum. Dementsprechend haben Menschen in den vergangenen Jahrtausenden sehr unterschiedliche Ansätze verfolgt, um sich die Zeit zu unterwerfen. Mit Meditation, psychoaktiven Drogen, Hypnose oder dem einfachen Zählen von Sekunden.

Funktionieren tut das alles nicht – oder die, die es in diesen Disziplinen zur Meisterschaft gebracht haben, schweigen sich zu ihren Fähigkeiten aus.

Es gibt jedoch zwei Mittel zur Beherrschung der Zeit, die uns allen zu Gebote stehen. Zum einen ist das der Schlaf. Er kann sowohl als Zeitlupe, als auch als Zeitraffer dienen. Während wir uns im Reich der Träume befinden, rast die Zeit buchstäblich an uns vorbei. Entscheiden wir uns aber dafür wachzubleiben, hört der Tag einfach nicht auf. Allerdings wird man nach 96 Stunden verrückt. Dazu, wie sich die Zeit dann auf der geschlossenen Abteilung anfühlt, sollte man vorher vielleicht besser Draculas Gehilfen Renfield oder Hannibal Lecter befragen. Das zweite Mittel zum Beherrschen der Zeit ist ebenfalls verblüffend offensichtlich: die Selbsttötung.

Rasender Stillstand

Eine Spurensuche nach der Zeit anhand Hartmut Rosas Habilitation „Beschleunigung“

Text: Sven Förster
Fotos: Jörg Obernolte

Christiane F.
At 12, she smoked grass.
At 13, she was hooked on heroin.
At 14, she became a hooker.

„Die Zeit gerät aus den Fugen“. Was Shakespeare und Goethe jeweils für ihre Zeit feststellten, erfährt gegenwärtig eine neue Dimension. Nicht mehr die Überwindung des Raumes durch schnellere Transportmittel und damit die zunehmende Vernichtung des Raumes durch die Zeit, sondern die Vernichtung der Zeit selbst gerät in den Fokus. Zeitdruck, Hektik und Stress sind an der Tagesordnung.

In allen Industriestaaten klagen die Menschen zunehmend über Stress. Entsprechend nehmen Depressionen den zweiten Rang in der WHO-Liste der häufigsten Erkrankungen ein, gleich hinter Herz-Kreislauf-Krankheiten, die ebenfalls dem beschleunigten Leben zuzuordnen sind. Die Unternehmen haben schon reagiert und etablieren zunehmend hausinterene Entspannungsprogramme und Work-Life-Balance-Seminare, um ihre Angestellten gesund zu halten. Auch Beratungsunternehmen sensibilisieren ihre Klienten für einen authentischen, verantwortungsvollen und mitarbeiterorientierten Führungstil. Die Deutsche Gesellschaft für Projektmanagement lässt alle zertifizierten Projektmanager einen Ehren-Kodex unterschreiben, der die Verantwortung für die Gesundheit und Sicherheit jedes einzelnen Menschen eine hohe Priorität einräumt. Und nicht zuletzt werden die Themen Stress, Depression und Burn-Out in den Medien ausgiebig besprochen. Die allgemeine Betroffenheit ist also riesig, jedoch scheint nichts zu helfen, weil nur die Symptome bekämpft werden, nicht aber die Ursachen. Und die Ursachen zu erkennen, wird in der zunehmend turbulenteren und komplexeren Weltordnung immer schwieriger. Der Wald scheint vor lauter Bäumen nicht gefunden zu werden.

Alltagszeit, Lebenszeit und die übergreifende Zeit der Epoche

Hartmut Rosa hat mit seiner Habilitation zum Thema “Beschleunigung” einen Meilenstein in der Analyse von Zeitstukturen gelegt, der sich bei der Suche nach dem sprichwörtlichen Wald als hilfreich erweisen wird. Rosa unterscheidet drei Zeitperspektiven: Alltagszeit, Lebenszeit und die übergreifende Zeit der Epoche (historische Zeit). Wenn man nicht an eine Sakralzeit nach dem Tod glaubt, stellt vor allem die Begrenzung der Lebenszeit für jeden Menschen einen enormen Antrieb dar, seine individuelle Zeit sinnvoll zu nutzen und damit ein erfülltes Leben zu haben. Dieser Lebenssinn ist es aber, der sich seit dem Beginn der Moderne grundlegend geändert bzw. erst eingestellt hat.

In der Vor- und Frühmoderne war die (Groß-)Familie noch eine ökonomische Handlungseinheit, die als Mehrgenerationengemeinschaft die existenziellen Altagsprobleme lösen musste. Tradition und Religion bestimmten die Identität des Menschen. Der Beruf wurde tendenziell vom Vater an den Sohn weitergegeben, wodurch eine Stabilität über mehrere Generationen gewährleistet war. Wahlmöglichkeiten gab es keine. Der Lebenssinn war weitestgehend situativ am täglichen Überleben orientiert. Die Zeit war durch die Sonne und die jahreszeitliche Naturentwicklung bestimmt. Vergangenheit und Zukunft spielten kaum eine Rolle, die Gegenwart war entscheidend.

In der klassischen Moderne treten die Zeithorizonte von Vergangenheit und

Zukunft auseinander. Die Geschichte wird als gestaltbar und linear in die Zukunft gerichtet verstanden. Die damit verbundene Idee eines zielgerichteten Fortschritts verändert sowohl die Gesellschaft als auch die Zeitstrukturen nachhaltig. Durch die Einführung der mechanischen Uhr und später der standardisierten Zeit löst sich die Zeit von der natürlichen Umgebung. Hartmut Rosa konstatiert, dass der Raum schrumpft, weil Distanzen durch Eisenbahnen und Dampfschiffe schneller überquert werden können. Folge ist die zunehmende Venichtung des Raumes durch die Zeit bis hin zur völligen Auflösung des Raumes im Internet.

Mit der zunehmenden Industrialisierung in der klassischen Moderne ist die Auflösung der ökonomischen Einheit der Mehrgenerationenfamilie verbunden. Familie und Beruf werden getrennt, womit sich auch das alltägliche Leben ändert. Der Alltag strukturiert sich fortan nach Arbeitszeit und Familien- bzw. Freizeit und die Möglichkeiten der Gestaltung des eigenen Lebens steigen. Selbstbestimmte Partnerwahl, (Klein-)Familiengründung und freie Berufswahl werden zu einer Lebensaufgabe. Es ist der Startschuss für die Individualisierung des Menschen durch die Zunahme an Lebens- und Handlungsalternativen. Der Lebenslauf innerhalb einer Generation verläuft jedoch vorerst noch weitestgehend stabil und vorhersehbar, da die Berufswahl meist für das gesamte Leben getroffen wird und sich ein geregeltes Normalarbeitsverhältnis mit institutioneller Absicherung etabliert.

Der Fortschrittsgedanke bewirkt vor allem einen technischen Fortschritt, der die kapitalistische Produktionsweise mit ihrer Zeit-Ist-Geld-Ideologie unterstützt. Bezahlt wird nicht mehr für ein bestimmtes Produkt, sondern für eine vereinbarte Zeit. Zeitersparnisse bei der Produktion kommen den Unternehmern zu Gute, so dass ein ausgeprägtes Interesse an innovativen Zeitsparmaschinen entsteht, von Kooperationspartnern produziert werden. Was also bei dem einen Unternehmer Zeitersparnis bewirken soll, verursacht beim nächsten Unternehmer Zeitdruck, so dass das Problem der Zeitknappheit immer weiter gereicht wird und die Erfordernisse von Innovationen und Beschleunigung der Produktion progressiv ansteigen. Zusätzlich ist durch die funktionale Arbeitsteilung jeder Akteur von den Aktivitäten und Zeitmustern der Kooperationspartner abhängig. Dadurch besteht Synchronisationsbedarf und es kommt zu zusätzlichen Wartezeiten auf der einen und Zeitdruck auf der anderen Seite. Das führt insgesamt zu dem von Hartmut Rosa benannten Paradoxon, dass Zeitknappheit sich steigert, obwohl es enorme Zeitgewinne durch Beschleunigung in allen Bereichen des sozialen Lebens gibt. Hartmut Rosa sieht dabei einen direkten Zusammenhang zu der Mengensteigerung bei der Produktion: „Wir produzieren, kommunizieren und transportieren gegenüber der je vorangehenden Gesellschaftsepoche nicht nur schneller, sondern auch mehr." Rosa betont dabei, dass immer dann Zeitnot entsteht, wenn die Beschleunigung hinter dem Mengenwachstum zurückbleibt und umgekehrt Zeitressourcen freigesetzt werden, wenn die Beschleunigungsrate das Mengenwachstum übersteigt. Daraus ergibt sich der dauerhafte Zwang der kapitalistischen Produktionsweise zur stetigen Beschleunigung der Produktion, und damit zu einem sich selbstantreibenden Beschleunigungsprozess.

Nach der Transportrevolution und der Transmissionsrevolution steht nun die Transplantrevolution vor der Tür. Dabei ist ein bemerkenswerter sozialer Prozess in Bezug auf den menschlichen Körper auszumachen: Die Geschwindigkeitsrevoluti-

onen haben nicht den Menschen schneller gemacht, sondern seine Transport- und Kommunikationsmittel. Der Mensch ist von seiner physischen Konstitution eher langsamer, schwächer und immobiler geworden. Er hat sich von einem selbstbewegenden Menschen zu einem fremdbewegten Menschen entwickelt. Und dieser Trend scheint sich mit dem Internet fortzusetzen. Während die Transportrevolution es den Menschen noch ermöglichte, sich durch die Welt befördern zu lassen, führt die Transmissionsrevolution zu einer gänzlichen Immobilität des Menschen, da durch das Internet eine virtuelle Welt zu den Menschen kommt. Der Philosoph Paul Virilio bezeichnet dies passend als „rasenden Stillstand“.

Der Philosoph Paul Virilio bezeichnet dies passend als „rasenden Stillstand“.

Durch die beginnende Transplantrevolution wird dieser Trend noch verstärkt. Es entsteht eine Cyberwelt, in der einzig die Datenströme dynamisch sind und jeder virtuelle Raum an jeden beliebigen Ort transplantiert werden kann. Der Mensch erstarrt an einem Ort, verbunden mit Computern und lebt in einer virtuellen Welt. Was sich vor allem weiterentwickelt hat, ist das Gehirn. Wir haben enorme Wissenszugewinne in der Moderne erfahren und die Hirnforschung steckt noch in den Kinderschuhen, so dass hier noch viel Potenzial zu erwarten ist. In der Konsequenz wird der Körper des Menschen in der Spätmoderne immer nutzloser.

Die Bewegung des Körpers wird auf ausgleichende Sportaktivitäten in der Freizeit verlagert. Der Freizeitanteil erhöht sich gegenüber den Arbeitszeiten seit den 1960er Jahren stetig bis in die 90er Jahre. Paradoxerweise steigert sich aber mit der Ausweitung der Freizeit auch das Empfinden von Stress und Zeitnot. Hartmut Rosa sieht darin ein Wahrnehmungsproblem der Menschen. Möglicherweise übersieht Rosa aber das Phänomen eines zunehmenden Freizeitstresses, das sich sogar mit Rosas Logik begründen lässt: Das Angebot an Freizeitbeschäftigungen erhöht sich kontinuierlich und damit auch die Anzahl der Handlungsoptionen. Und genau diese stetige Zunahme der Handlungsoptionen durch ein stetig steigendes Angebot an Weltoptionen ist auch für Rosa das entscheidende Moment für die Spätmoderne.

In der Konsequenz wird der Körper des Menschen in der Spätmoderne immer nutzloser.

Die Menge an Weltoptionen wächst dabei stärker als die Bewältigungsgeschwindigkeit, wodurch im Leben nicht genug Zeit existiert, um allen – nicht einmal den persönlich attraktiven – Weltoptionen gerecht zu werden. Subjektiv führt das zu einer Verpassensangst und zum Empfinden von Zeitnot, Zeitdruck bzw. Stress und damit wiederum zum Wunsch nach Beschleunigung. Hartmut Rosa fasst dieses Lebensgefühl sehr schön zusammen: „Wer unendlich schnell wird, braucht den Tod als Optionenvernichter nicht zu fürchten". Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass eine Beschleunigung des individuellen Lebenstempos als Strategie zur Bekämpfung des Verpassensproblems scheitern muss, weil durch die Beschleunigung wiederum die Anzahl der Handlungsoptionen progressiv zunimmt.

Das Weltwissen ändert sich inzwischen im Millisekunden-Takt. Dort Schritt zu halten ist unmöglich. Strategien wie Multitasking bewirken zwar das Umschalten zwischen verschiedenen Handlungen und Erlebnissen im Sekundentakt, aber nicht einmal die permanente Erreichbarkeit, die Möglichkeiten zur sofortigen Informationsbeschaffung und die grenzenlose Kommunikation können uns ermöglichen, alle Informationen zu verarbeiten und alle Handlungsoptionen auszuschöpfen. Trotzdem versuchen die Menschen, mit den Veränderungen Schritt zu halten und die Handlungsoptionen und vor allem die Anschlusschancen nicht zu verlieren. Die Verpassensangst treibt den Menschen immer weiter und setzt ihn unter Zeitdruck. Hierbei ist entscheidend, dass nur ein

Ausgang Süd
U Tram Bus TAXI
S
Ausgang City
ReiseZentrum
Fußweg Messe
Touristinformation
6
Flughafen/Airport
Mainz Hbf
18:42
ICE 1556
Wiesbaden Hbf
18:10
ICE 622
Flughafen/Airport
Köln Messe/D. - Duisburg
7
Dortmund Hbf
ZEITUNG

Bruchteil der aufgenommenen Informationen und Erlebnisse im direkten Kontext zu unserem eigenen Leben stehen. Es werden trotzdem alle Informationen aufgesogen, weil welche dabei sein könnten, die für das eigene Leben relevant sind.

Wir setzen uns damit einer permanenten Informationsflut aus, die in keinem Zusammenhang zu unseren eigenen Erfahrungen und zu unserer Identität steht und damit zwangsläufig zu einer permanenten Überforderung der Persönlichkeit bis zum Burn-Out führen muss. Das ist ein weiterer Aspekt des Phänomens „rasender Stillstand": Wir werden mit einer wahrgenommenen rasenden Zeit konfrontiert, weil permanent kurzweilige und häufig auch hektische Erlebnisse auf uns einwirken, die aber gleichzeitig keinen bleibenden Eindruck bei uns hinterlassen, weil sie in unserem Leben keinen Sinn machen und keinen Sinn stiften. Rasender Stillstand bedeutet dann nach Rosa, „dass nichts bleibt, wie es ist, ohne dass sich etwas Wesentliches ändert". Sowohl die Überlastung durch die wahrgenommen rasende Zeit als auch die Langeweile können im Ergebnis zu einem persönlichen Stillstand führen, nämlich einer Auszeit durch Depression oder Burn-Out.

Zunehmende Optionen lassen aber auch mehr Gestaltungsspielräume für den Lebenslauf offen, wodurch sich in der Spätmoderne die Berufs- und Familienstrukturen in einem höherem Tempo wandeln. Der soziale Wandel findet nicht mehr zwischen den Generationen statt, sondern innerhalb einer Generation. Aus dem Beruf wird eine Folge von Jobs und aus dem Lebenspartner werden häufiger wechselnde Lebensabschnittspartner. D.h. Familien, Berufe, Wohnorte und letztlich die gesamte Lebenseinstellung werden im Laufe des Lebens teilweise mehrfach gewechselt, wodurch auch die Identität der Individuen (mehrfach) wechselt. Da die individuellen Identitäten dem hohen Veränderungstempo nicht standhalten können, werden die Identitäten aufgebrochen, so dass es zu Identitätssequenzen kommt. Die Folge muss nach Hartmut Rosa eine "Identitätsschrumpfung" sein, weil der Mensch sich nicht mehr restlos mit sich selbst identifiziert, sondern ein instrumentelles Verhältnis zu den verschiedenen Rollen in sich aufnimmt. Mit den verschiedenen Rollen wird strategisch und situativ jongliert. Die erfolgversprechendste Rolle wird je nach Handlungssituation eingenommen und beliebig gewechselt. Und im Rahmen des Multitaskings erfolgt der Identitätswechsel im Extremfall im Sekundentakt. Die von Marx vorhergesehene Entfremdung vom eigenen Selbst ist vollzogen.

Die Identitätsbrüche führen zu zusätzlichem Wandel im Lebenslauf. Der stabile und geradlinige Lebenslauf wird insgesamt zugunsten eines Lebensprojektes bzw. zu Lebensabschnittsprojekten aufgegeben. Entsprechend nimmt auch die Arbeitswelt zunehmend Projektcharakter an. Die Hierarchien werden flacher, die Teamarbeit tritt in den Vordergrund. Damit steigt auch der Anteil an Eigenverantwortung und an Freiräumen in der Arbeit. Der protestantische Arbeitsethos ist soweit in Fleisch und Blut übergegangen, dass es keiner Zeitkontrollen mehr bedarf, um das gewünschte Arbeitsergebnis zu erzielen. Das Arbeitspensum wird bei Projektarbeit nicht durch die Uhr, sondern wieder durch den Auftrag bzw. den Fertigstellungstermin der Arbeit bestimmt. Arbeitszeit und Freizeit vermischen sich zunehmend, so dass in der Arbeitszeit private Verabredungen getroffen werden und andersherum Arbeit mit nach Hause genommen wird. Insgesamt wird die Arbeit durch Mobiltelefone, IPads und Internet räumlich und zeitlich flexibler, aber auch

ungewisser. Da sich die Umwelt schnell ändert, sind stabile Identitätsentwürfe zum Scheitern verurteilt und müssen zur permanenten Frustration führen. Entsprechend ist ein offenes und flexibles Handeln notwendig. Über Handlungen und Ereignisse wird erst im Vollzug entschieden. Das Leben ist nicht mehr planbar, nicht einmal der Alltag ist planbar. Es kommt, wie Rosa schreibt, zur Entzeitlichung des Lebens und zur Entzeitlichung der Zeit, weil die Gegenwartsorientierung wieder in den Vordergrund tritt und gleichzeitig eine Gegenwartsschrumpfung durch die Verdichtung der Erlebnisse und eine Beschleunigung des sozialen Lebens festzustellen ist. Das Lebenstempo erhöht sich, weil die Zukunft ungewiss ist und das Leben situativ. Wieder situativ, denn hier schließt sich der Kreis zur Vormoderne.

Der entscheidende Unterschied ist aber die Zahl der Handlungsoptionen und die Zahl der verfügbaren Güter und Informationen. Während der Alltag in der Vormoderne situativ war, weil es keine Handlungsoptionen gab, ist das Leben in der Spätmoderne situativ, weil wir die stetig wachsende Anzahl an Informationen nicht mehr verarbeiten und die ebenfalls wachsende Anzahl an Handlungsoptionen

nicht umsetzen können. Trotzdem geht von dieser strukturellen Vermehrung an Weltoptionen ein Anpassungsdruck an die Beschleunigung aus, der jeden einzelnen veranlasst, schneller zu leben und sich nicht mehr an langfristigen Zielen zu orientieren, sondern dem steten Wandel und den Unsicherheiten durch das Offenhalten von Optionen und Anschlussmöglichkeiten zu begegnen. Hartmut Rosa identifiziert in diesem Zusammenhang den Typ eines „zeitjonglierenden Spielers“. Der Zeitjongleur begegnet den vermehrten Optionen durch eine situationsoffene und ereignisorientierte Zeitrationalität. Unwägbarkeiten werden nicht als Störungen, sondern als Normalität wahrgenommen und mit Flexibilität ausgeglichen. So werden Termine nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt im Tagesablauf festgelegt, sondern spontan per Handy ausgemacht. Dadurch erhöhen sich zwar die Variablen bzw. die Unwägbarkeiten und der Koordinationsaufwand, aber die persönlichen Wartezeiten und Leerlaufzeiten verringern sich. Der individuelle Tagesablauf wird zeitoptimiert.

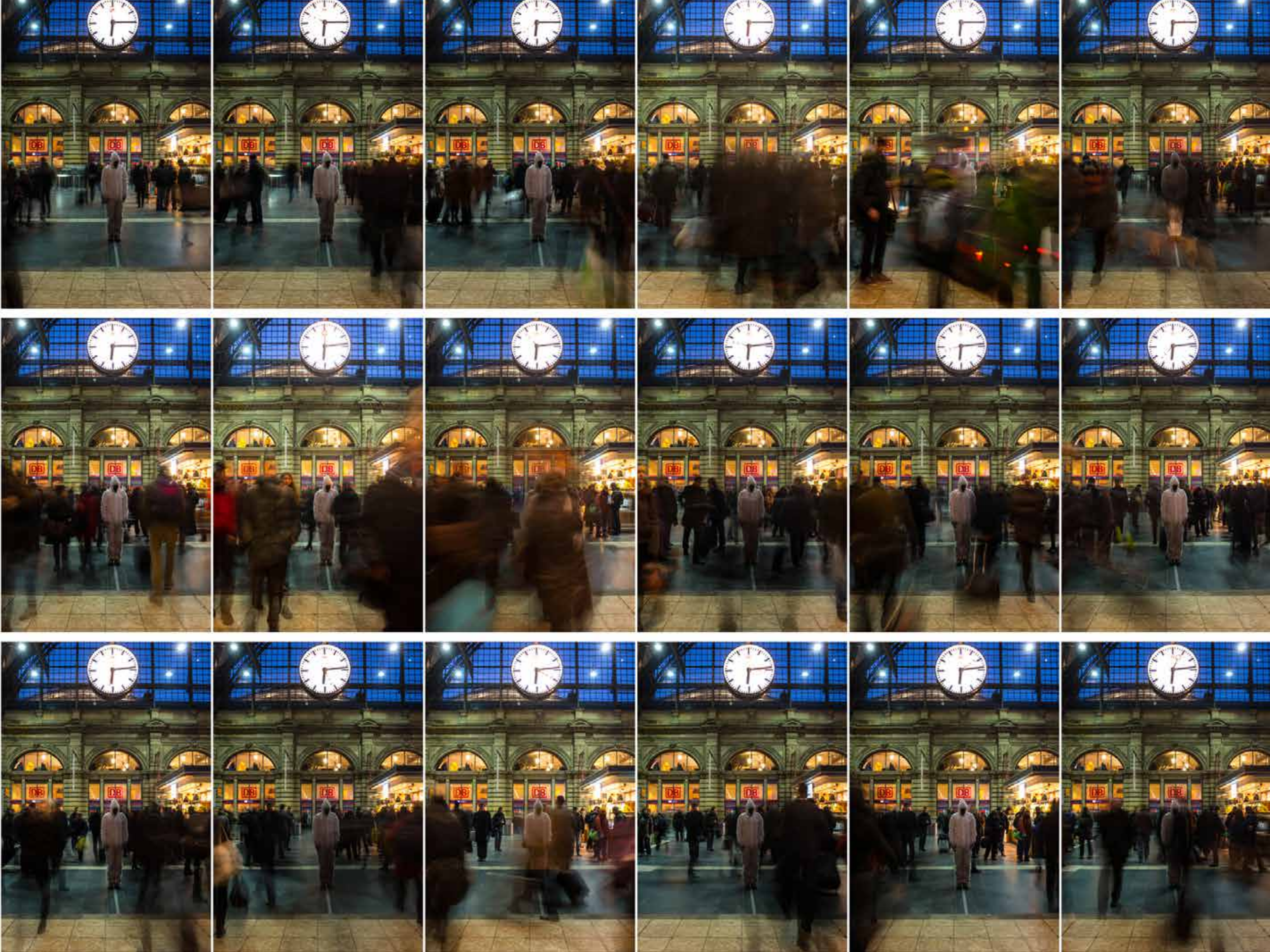
Das Spiel mit der Zeit funktioniert allerdings nur so lange, wie eine vertrauensvolle und gleichberechtigte Stellung zwi-

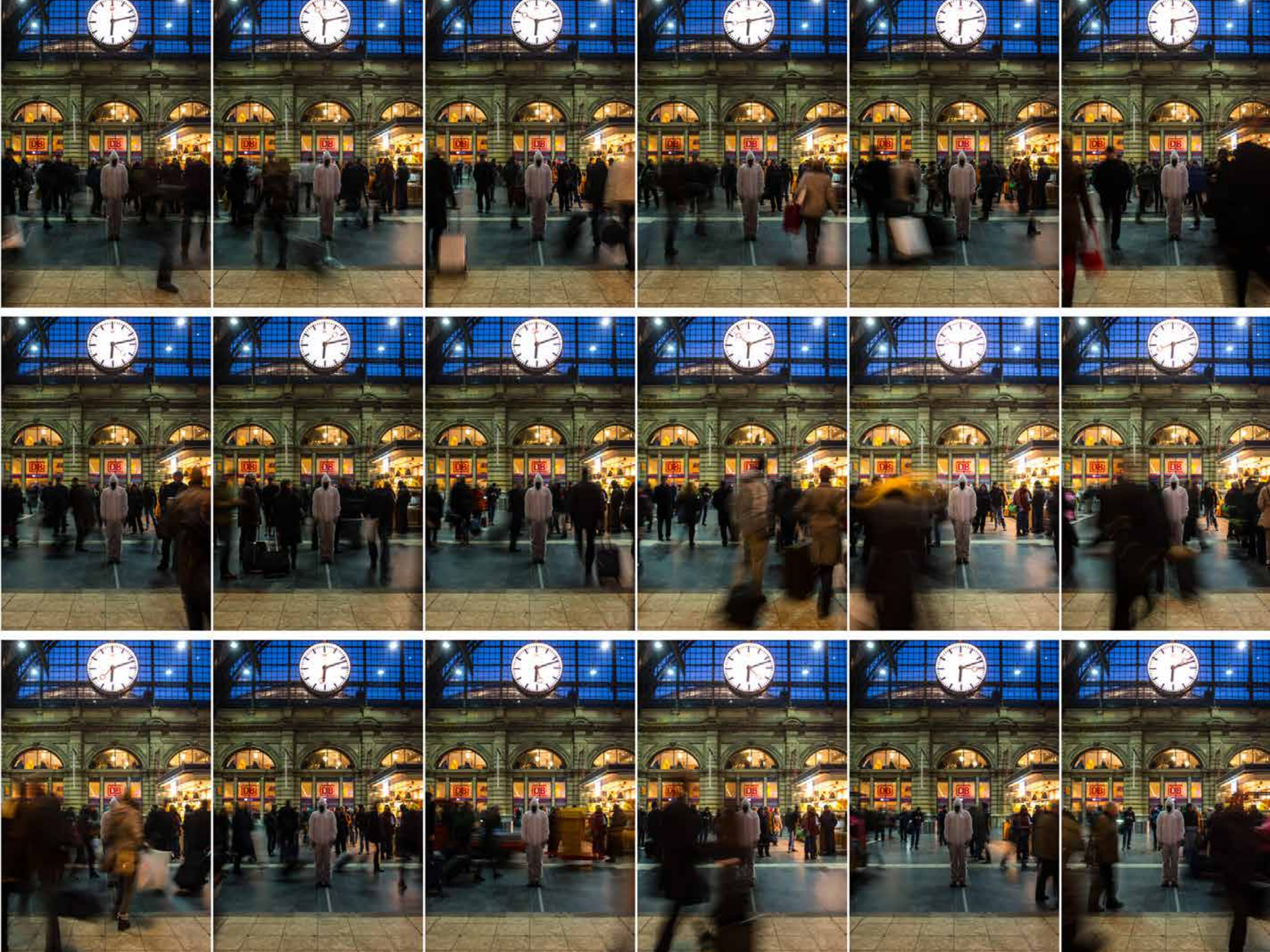
schen den Kooperationspartnern herrscht und damit Chancengleichheit zwischen den Beteiligten besteht. Wenn diese Balance aus dem Gleichgewicht gerät, wird auch die Zeitautonomie gefährdet. Wie bereits anhand der klassischen Moderne herausgearbeitet wurde, sind die Zeitgewinne des Einen immer die Zeitverluste eines Anderen. Die Zeit-Verlierer befinden sich dann auf „rutschenden Abhängen", wie es Hartmut Rosa ausdrückt. Auf diesen rutschenden Abhängen müssen sie ständig rennen, um nicht mit in den Abgrund gezogen zu werden. Anders ausgedrückt müssen sie rasend schnell sein, um mit den Veränderungen mithalten zu können, womit der rasende Stillstand eine dritte Dimension erhält.

Eine Gruppe der Zeit-Verlierer wird von Hartmut Rosa gar nicht angesprochen, obwohl sie für die Spieler extrem wichtig ist: Logistik, Industrie und Handel stehen nahezu unbegrenzt zur Verfügung, um die Grundversorgung der Gesellschaft sicherzustellen. Damit wird eine "Zeit-Basis" geschaffen, die erst die Zeitreserven für die Spielwiese der Zeitjongleure zur Verfügung stellt. In diesen Wirtschaftsbereichen gelten immer noch die Arbeitsweisen der klassischen Moderne. Der vorwiegend körperlich tätige Mensch geht weiterhin zu einem fremdbestimmten Zeitpunkt zur Arbeit, leistet eine klar definierte Aufgabe (am Fließband) und geht, sobald die nächste Schicht ihn ablöst. Verschärft wird die Situation in der Spätmoderne noch durch den enorm gewachsenen Arbeitsmarkt der Zeitarbeit, der die Zeit-Basis in Bedarfszeiten verstärkt und die Leiharbeiter in wirtschaftlichen Flauten wieder einer „Zeit-Reservearmee" zuführt. Für die Arbeitnehmer der Zeit-Basis und der Zeit-Reservearmee steht es überhaupt nicht zur Diskussion, mit Zeit zu jonglieren. Sie sind die immer verfügbare Basis. Diese Arbeitnehmer haben die größten Verluste an Zeitautonomie zu verzeichnen, weil sie ohne wirkliche Handlungsoptionen einer sich stark beschleunigten Umwelt ausgesetzt sind. Sie selbst stehen still, während ihre Umwelt rast.

Außerdem existieren kaum individuelle Handlungsstrategien, um dem Verlust der Zeitautonomie zu begegnen. Ein kompletter Ausstieg ist nur mit extremen ökonomischen Einschnitten und meist ohne Rückkehroption möglich. Dieses unterstreicht aber Hartmut Rosas kulturpessimistische Perspektive. Er sieht weder individuelle noch kollektive Ausstiegsoptionen aus dem Beschleunigungsprozess. Am erfolgversprechendsten erscheint ihm die aufkommende Entschleunigungsideologie, um dem beschleunigten Lebenstempo und dem Verlust an Zeitautonomie entgegenzuwirken. Das Setzen von individuellen Prioritäten und Relevanzen wird immer wichtiger, um eine Balance zwischen dem Überangebot an Weltoptionen und den persönlichen Vorlieben zu finden. Er befürchtet aber, dass der ständige Anpassungsdruck auf den rutschenden Abhängen am Ende zu einem gesellschaftlichen Kollaps führen wird. Auch auf kollektive Lösungen vertraut Rosa nicht, da die Politik im Laufe der Spätmoderne ebenfalls unter Anpassungsdruck geraten ist und daher nur auf den beschleunigten Wandel reagiert. Nur wenn die Politik wieder zu einem Gestalter der Geschichte wird und die Gesellschaft damit zu einem Strukturwandel bewegt, erscheint eine Abkehr der gesellschaftlichen Apokalypse aus dieser Perspektive möglich. Aber das ist eine Frage von Macht, die erst in der nächsten Ausgabe thematisiert wird.

Sie selbst stehen still, während ihre Umwelt rast.



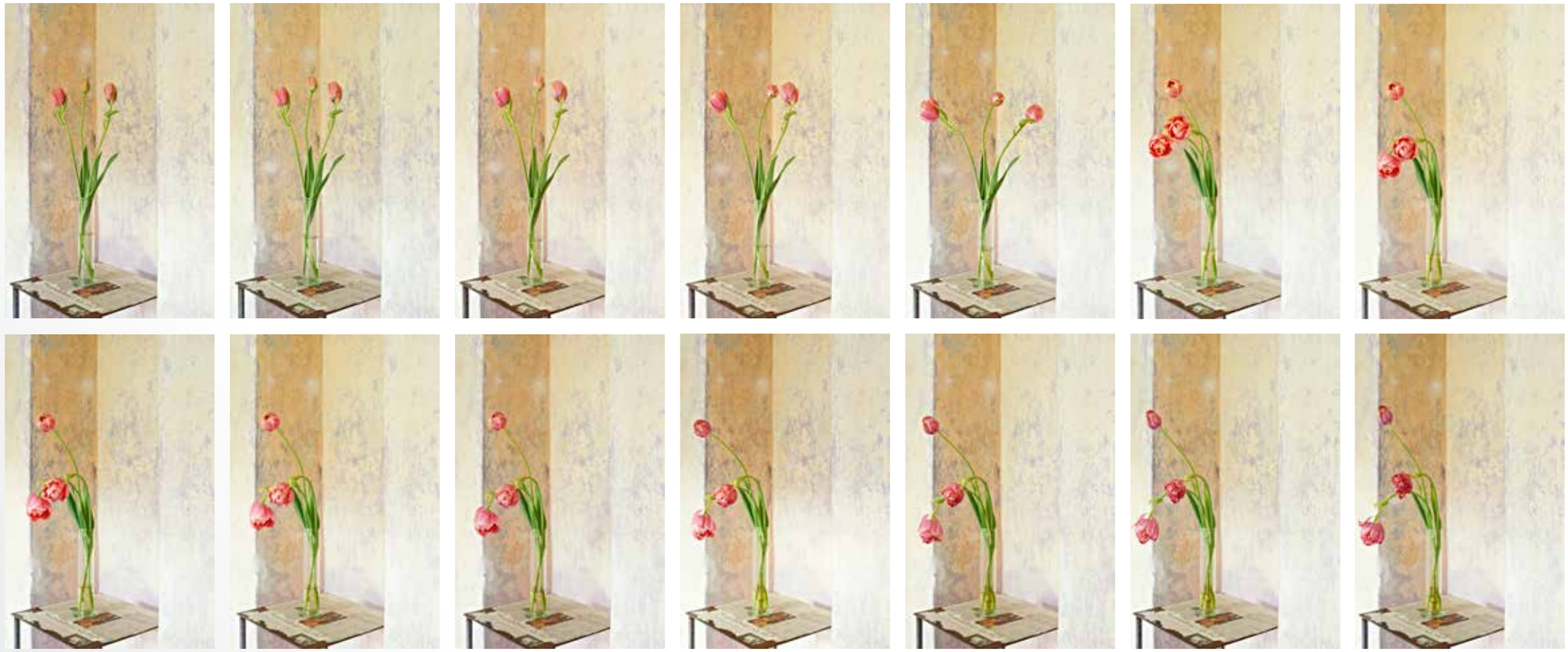

DB

„Zeit ist das, was man an der Uhr abliest.“

[Albert EInstein]

Oft fechten Menschen lautlose Kämpfe mit der Zeit, die so häufig schneller zu vergehen scheint als wir ihr folgen können. Die Zeit aber ist ein merkwürdiger Begleiter, sie ist still, leise und unbeirrbar in ihrem Lauf.

Eine fotografische Dokumentation
von Sigrun Strangmann



Filmtage außerhalb der Zeit

Steffi Urban

Terje Brofos hat so gut wie keine Zähne mehr im Mund. Sein eingefallenes Gesicht durchziehen tiefe Falten. Er sitzt vor einem Monitor – in einem schicken schwarzen Anzug – und blickt auf sein Leben: Drogensucht, Obdachlosigkeit, eine Galerie mit riesigen Gemälden, Applaus, Geld, Ruhm. Pushwagner, wie Brofos sich auch nennt, ist einer der bekanntesten zeitgenössischen Künstler Norwegens, sozusagen der Andy Warhol Skandinaviens. In Deutschland ist der 74-jährige so gut wie unbekannt. Die Dokumentation über sein kaputtes wie erfolgreiches Leben markiert den Beginn eines wahren Festivalmarathons bei den Nordischen Filmtagen in Lübeck.

Es ist Donnerstagmorgen, 8.30 Uhr, der Wecker klingelt. Eile ist geboten. Um 10 Uhr läuft der erste Film. Es sollen vier weitere an diesem Tag folgen bis nachts um 1 Uhr die Lichter wieder angehen. Der Plan für die nächsten Tage sieht nicht anders aus: Im Dunkeln vor einer Leinwand sitzen, Filme aus Norwegen, Island, Finnland, Estland, Schweden in Originalsprache mit Untertiteln schauen – nur unterbrochen von der Nahrungsaufnahme, schlafen und mal einem Abstecher in die Kneipe. Die meisten gucken erst einmal verdutzt und auch ein wenig ungläubig, wenn man erzählt, dass es zu einem Filmfestival geht.

Was nach Stress und massiver Reizüberflutung klingen mag, ist vielmehr eine Auszeit vom Alltag, von der Arbeit, der täglichen Ereignisflut in den Medien, der permanenten Erreichbarkeit über das Handy. Für vier Tage fühlt es sich tatsächlich so an, außerhalb der Zeit zu sein oder anders gesagt: sich abgeschottet von der Außenwelt im Kino nach einem ganz eigenen Rhythmus zu bewegen. Schon nach drei Filmen ist es unbedeutend, welcher Wochentag ist, ob die Geschäfte noch aufhaben, ob jemand angerufen hat, ob draußen die Sonne scheint oder Schnee fällt. Das Gefühl für Zeit und Raum außerhalb der Kinomauern geht völlig verloren. Nichts ist wichtiger als der nächste Film und das Eintauchen in fremde und fremdsprachige Welten.

Bevor es allerdings so weit ist, heißt es Stundenpläne basteln, fluchen und verzweifeln. Soll das dänische Drama „Die Jagd“ oder der norwegische Abenteuerfilm „Kon-Tiki“ auf den Plan, die Dokumentation „Verrückt nach Schnee“ aus Estland oder der Thriller „Unschuld“, die wahre

Pushwagner, der Andy Warhol Norwegens | Nordische Filmtage

und tragische Liebesgeschichte zwischen der Schauspielerin Liv Ulmann und dem Regisseur Ingmar Bergmann oder eine Reportage über „Lieder aus der Luft“, das Alkoholdrama „Kompanie Orheim“ oder der Jugendfilm „You and me forever“? Bei 150 Filmen im Programm kann man sich noch so sehr anstrengen, die Zeit reicht einfach nicht aus, alle zu sehen.

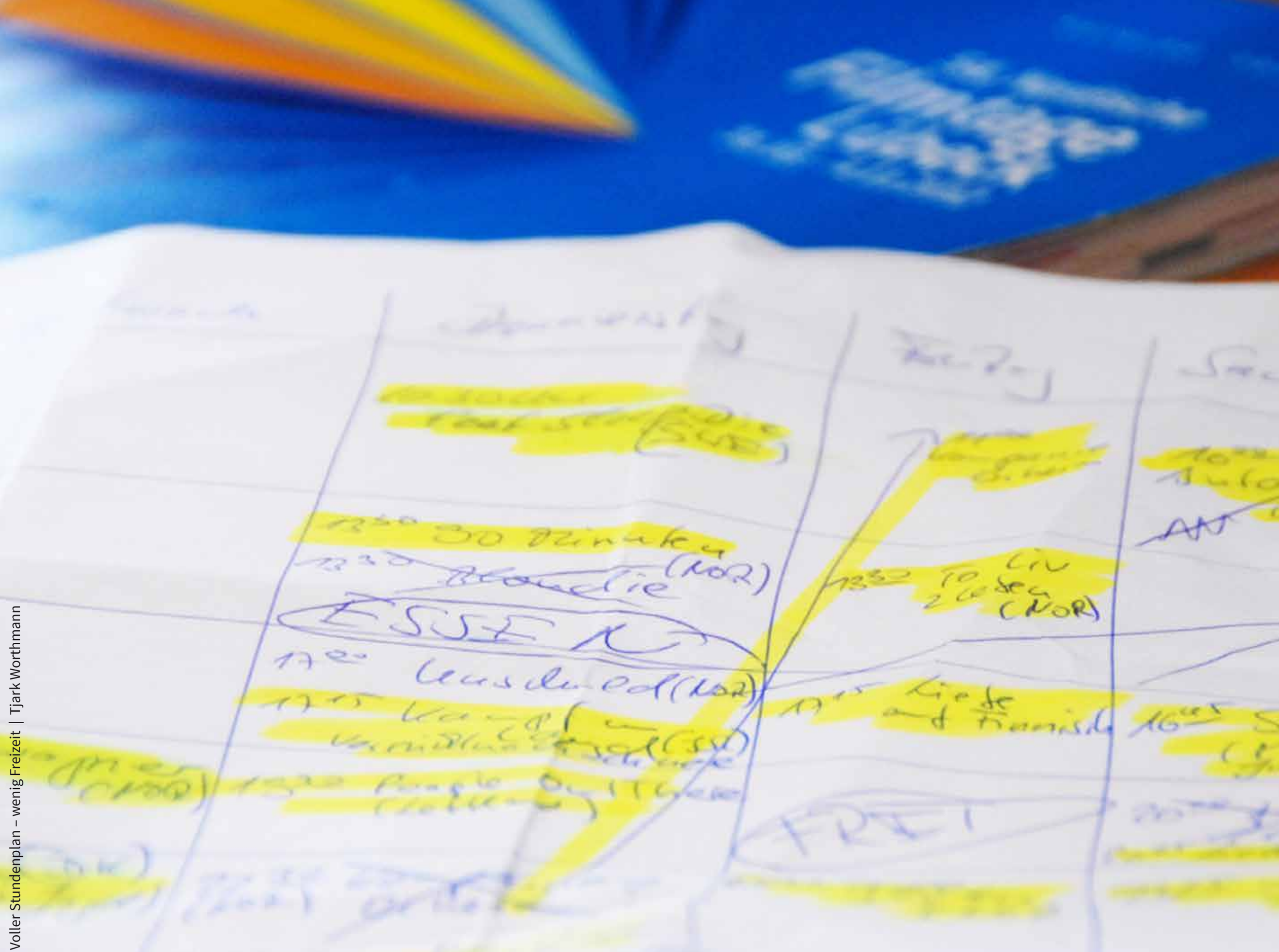
Das heißt, Entscheidungen zu treffen und das eine Woche, bevor das Festival überhaupt beginnt. Dann startet der Vorverkauf und viele Vorstellungen sind in kürzester Zeit voll. Mehr als 20000 Besucher drängen sich jedes Jahr während des Festivals in die Kinosäle. Die einen haben ihren Filmfahrplan fein säuberlich ausgedruckt und in Folie gepackt, die anderen eine handbeschriebene Zettelwirtschaft mit Pfeilen, Durchgestrichenem und Ausrufezeichen dabei. Was alle gemeinsam haben: Der Stundenplan ist immer griffbereit, um immer zu wissen, in welchen Film und welchen Saal es als nächstes geht.

Gleich ist für alle auch, dass vor dem nächsten Film die nächste Schlange steht: Ganz altmodisch gibt es bei den Nordischen Filmtagen keine Sitzplatzkarten, frühes Anstellen garantiert gute Plätze – und spannende Begegnungen. In der Warteschleife, die sich bei den Abendvorstellungen sogar vom Kinosaal durch das weitläufige Foyer bis zum Ausgang schlängelt, trifft man auf gleichgesinnte Filmfreaks. (Freaks ist hier übrigens ganz positiv gemeint.) Dort wartet etwa das Paar aus Göteborg, das Glück im Unglück hatte. Als sie einmal ihren Flug verpassten, stranden sie in Lübeck und stoßen ganz zufällig auf das Festival. Das ist inzwischen sieben Jahre her. Jedes Jahr kommen sie seitdem wieder. Noch länger ist der Herr aus Fallingbostel dabei. Beim Warten auf den Einlass erzählt er, dass er mit seiner Frau einen Filmclub betreibt und in Lübeck immer auf Beutezug geht. Und nicht nur dort. Die beiden sind auch in Schweden und Norwegen auf Festivals unterwegs.

Was sie immer wieder begeistert, ist neben den Filmen die Festivalstimmung. Nach jede Vorführung brandet Applaus auf, manchmal sogar schon im Film: In der finnischen Komödie „Lappland Odyssee“ irrt eine junger Mann ein Wochenende lang quer durch die tiefverschneite Pampa, um seiner Freundin einen Receiver zu besorgen, sonst verlässt sie ihn. Als er dann endlich mit dem Gerät vor ihr steht, gibt es im Kinosaal tosenden Zwischenapplaus. Selbst begeisterte Pfiffe wie bei einem Rockkonzert sind zu hören.

Bei 150 Filmen im Programm kann man sich noch so sehr anstrengen, die Zeit reicht einfach nicht aus, alle zu sehen.

Mucksmäuschenstill ist das Publikum dagegen am Ende der Dokumentation „Liv & Ingmar“. Nicht weil der Film schlecht ist und keinen Beifall verdient. Vielmehr sind alle derart ergriffen, dass es eine Zeit lang dauert, bis die Tränen getrocknet sind und der Applaus kommt. Den nimmt der indische Regisseur Dheeraj Akolkar gerührt entgegen, als er schüchtern aus dem Dunkel des Saals vor die Leinwand tritt.

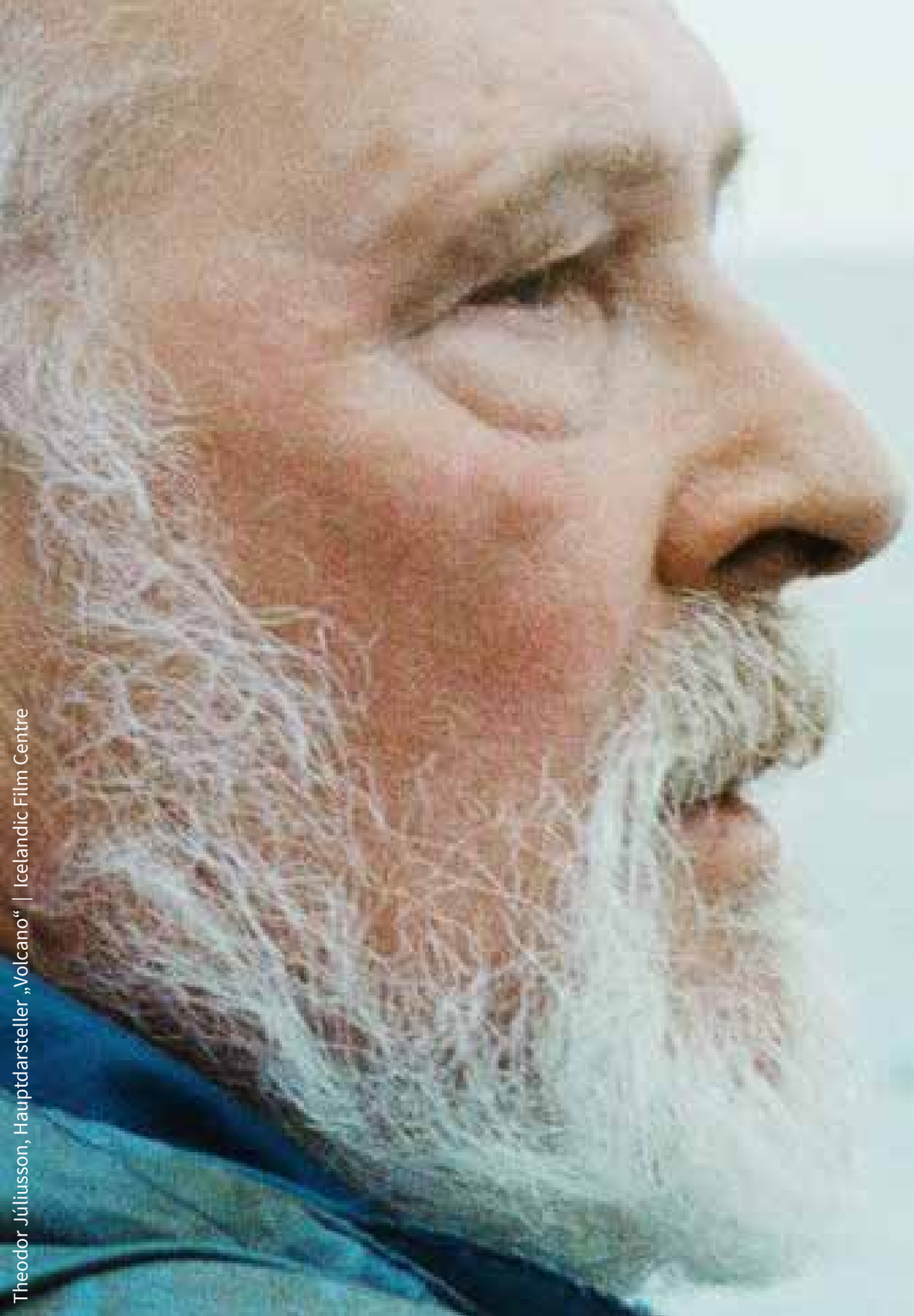


Voller Stundenplan – wenig Freizeit | Tjark Worthmann

Das ist noch so etwas, das Filmfestivals besonders macht. Die meisten Regisseure und Schauspieler sind vor Ort und geben einen Einblick in die Entstehung ihrer Werke. So auch der Macher von „Volcano“. In dem Film, der 2011 auf dem Festival lief, zeichnet der 35-jährige Isländer Rúnar Rúnarsson das fesselnde Porträt eines grantigen alten Mannes, mit einem äußerst abweisenden Verhalten seiner Frau gegenüber, das sich erst ändert, als sie im Sterben liegt. Auf die Frage aus dem Publikum, wie er denn als junger Mann ein so genaues Bild eines alten Mannes zeichnen konnte, erklärt er: „Ich bin nicht daran interessiert, Filme über 30-Jährige und ihre Liebesgeschichten zu machen. Und jeder kennt doch ältere Menschen. Auch ich habe einen Vater und eine Mutter, auch wenn der Mann nicht wirklich nach dem Vorbild meines Vater gezeichnet ist“, betont Rúnarsson. Ähnlichkeit haben der Filmvater und der echte aber zumindest äußerlich. Das zeigt sich völlig überraschend mitten im isländischen Niemandsland lange nach dem Festival in Lübeck. Während einer Urlaubstour durch den Osten Islands stellt sich heraus, dass der schweigsame alte Mann mit dem wettergegerbten freundlichen Gesicht und dem schlohweißen Bart, der den Jeep mit schlafwandlerischer Sicherheit über die holprige Serpentinenpiste steuert, der Vater des Regisseurs ist, ein ehemaliger Seemann – eine weitere Parallele zum Filmvater. Magnus Rúnarsson schippert nun als Rentner manchmal Touristen durch das Land.

Auf der gleichen Reise gibt es dann noch so eine Begegnung, in der sich Film und Wirklichkeit vermischen. Örn Thorleifsson betreibt einen Reiterhof und bietet Ausritte zu einer der größten Seehundkolonien des Landes an. Doch das Paradies ist gefährdet. Wie die Dokumentation „Der Kampf um Land“ zeigt, die auf den Filmtagen in Lübeck läuft. Statt im Sattel sieht man Thorleifsson in der Doku auf einer Bank vor seinem Haus sitzen. Mit Blick in die weite grüne Ebene prangert er die Aluminiumindustrie an. Diese wächst und wächst und braucht immer mehr Energie. Also werden weitere riesige Staudämme und Kraftwerkprojekte aus dem Boden gestampft – zum Nachteil der Natur und auch der Seehundkolonien.

Harter Schnitt und Schwenk zurück von Island zum Regisseur Dheeraj Akolkar und seiner Doku „Liv & Ingmar“: Der Inder berichtet gerade über die kurze aber intensive Liebesbeziehung und die darauffolgende lange Freundschaft zwischen Liv Ulmann und Ingmar Bergmann und von seiner Faszination für die Weltstars des Kinos. Damit sei er nicht allein, sagt er: „In Indien werden die beiden regelrecht vergöttert“. Er berichtet davon, wie offen Ulmann bei den Dreharbeiten über ihre Beziehung sprach, dass sie in New York lebt und dort nur über Fax erreichbar ist. Telefone scheinen der großen Dame des Films ein Gräuel zu sein. Während er dies erzählt, gehen die Lichter im Kino an. In das letzte Schnäuzen ins Taschentuch nach der herzerweichenden Dokumentation mischt sich Abschiedsschmerz. Nach vier Tagen und rund 2000 Filmminuten ist das die letzte Vorstellung. Das Festival ist zu Ende. Zurück in den Alltag. Auf ein Neues Ende Oktober.



Theodor Júliusson, Hauptdarsteller „Volcano“ | Icelandic Film Centre

Nordische Filmtage Lübeck: 30. Oktober bis 3. November

WEITERE FESTIVAL INS DEUTSCHLAND:

Filmfest Emden
5. bis 13. Juni

Filmfest München
28. Juni bis 6. Juli

Internationales Filmfest Oldenburg
11. bis 15. September

Filmfest Hamburg
26. September bis 5. Oktober

Magnus Rúnarsson, Vater des Regisseurs von „Volcano“ | Steffi Urban

auto-
biografischer
comic

Ende.

JÖH '10

Als

noch kein Computer war

Eine Kurzgeschichte von Matthias Höllings.
Eine Zeitreise ins London von 1969.

Ostfriesland Ende der 60er Jahre. Norden, ein Ort und nicht nur eine Himmelsrichtung. Ein Ort, in dem Menschen lebten, die stets den Geruch der Kornbrennerei Doornkaat in der Nase hatten. Vom Ortskern waren es nur noch eine paar Kilometer bis zur Nordsee. Bis Norddeich. Bis zum Deich. Da war der Kontinent zu Ende. Das spürte man in Ostfriesland. Wasser, viel Wasser. Zu viel Wasser. Mehr Wasser. Meerwasser. Sonst nichts. Bei gutem Wetter konnte man bis Norderney gucken. Dahinter kam dann wieder Wasser. Und danach sollte England kommen, sagte man. England stand für uns damals eigentlich für London. Swinging London. „Was so alles geschieht, in der Carnaby Street“, sang Peggy March. Die Trendmeile für Mode- und Musikgeschäfte. Die Stadt war hip, die Leute Hippies.

Da sah niemand aufs Meer, da ging man shoppen.

Keinen Blaumann, sondern Jeans. Keine netten Kleider, sondern Miniröcke. Keine kräftigen Mädels, sondern Twiggy – die Bohnenstange. Eine völlig andere Welt. England. Nicht Ostfriesland, obwohl diese Ecke auf der Landkarte gefühlt auch gut hätte „eng-Land“ heißen können .

Irgendetwas Tolles wurde Ende der 60er Jahre losgetreten. Ich konnte es gar nicht so genau für mich benennen. Es war mehr so ein Gefühl. Ein Gefühl, das immer stärker wurde. So stark, dass man glaubte, man müsste irgendwie an dem aufkommenden Geschehen teilhaben oder ein Teil davon werden, wenn man schon kein Teil davon war. Unsere Welt veränderte sich.

Man spürte das irgendwie, aber nur ein Bruchteil dieser Veränderung kam in Ostfriesland auch an. Ungünstiger hätte man damals wirklich nicht wohnen können, um von dieser Veränderung nichts mitzubekommen. In meinem kleinen Örtchen Norden gab es damals nicht einmal eine Ampel und um live eine Rolltreppe zu erleben, musste man bis Oldenburg fahren. Als eine Art Entschädigung dafür konnten wir aufs Meer gucken. Umsonst. Natur pur. Immer von derselben Stelle aus in dieselbe Richtung. Und jedes Mal sah es anders aus. Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge. So etwas brennt sich ein in den Schädel und prägt einen fürs Leben. Es waren einfach schöne Bilder. Immer und immer wieder. Die konnte einem keiner nehmen. Kitschige Postkartenmotive, die nichts kosteten – live und echt in Farbe. Nur Zeit kosteten sie. Davon gab es reichlich. Ostfriesland ist und war immer schon ein kleines Nowhereland, in dem die Zeit einfach so herumlag, „sitting in his nowhereland“ …sitzen auf dem Deich… „making all this nowhereplans” …und der Phantasie freien Lauf lassen… „for nobody”. Die Beatles hatten ja so recht, obwohl sie wahrscheinlich noch nicht hier auf dem Deich gesessen hatten.

London lag hinterm Deich, für uns damals. Die Engländer sahen das sicher anders. London, die Metropole der Popmusik, der Jugend, der Mode. Hier gab es all die Sachen, die man nicht wirklich brauchte, aber man konnte sie sich ja wenigstens mal ansehen. Hier trafen sich junge Leute, die gleich tickten, wie ferngesteuert, obwohl sie sich vorher nie begegnet waren. Man war sich vertraut. So, oder so ähnlich stand es damals in Zeitungen zu lesen. Und wie solche Leute aussahen, wusste man vom Fernsehen aus dem Beat-Club. Die Kult-Pflicht-Sendung für Nicht-Erwachsene. In dieser Sendung traten Musiker in Klamotten auf, die schier meine Vorstellungskraft

sprengten. So lief man in Ostfriesland auf jeden Fall schon mal nicht rum.

Unter 21 war man dann leerjährig?

Aber genau darum ging es. Einmal so rumlaufen. Einmal die Haare so lang wachsen lassen wie man wollte. Einmal dahin, wo alle hinwollten und trotzdem dabei das Gefühl haben, man hätte etwas ganz für sich alleine. Mal eben den Beatles guten Tag sagen. Das konnte doch nicht so schwer sein? Dennoch damals im Alter von 18 Jahren ein schier hoffnungsloses Unterfangen, wenn man erst mit 21 Jahren volljährig wurde. Unter 21 war man dann leerjährig? Das Wort gab es gar nicht, aber das Gefühl traf es nur zu gut. Man war leer, man war nichts. Das sollte jetzt im Sommer 1969 anders werden.

Von Norden nach London. Raus aus der Erwachsenenwelt. Ich war noch nicht „erwachsen“, ich war noch „am wachsen“. Ich wuchs noch während der Suche nach der eigenen Position. Nicht Erwachsenenkultur, Jugendkultur. Gefühlt war es so ein Unalter. Erst wurde man Kind, dann großes Kind genannt. Danach hieß es dann plötzlich, man sei ja schon fast erwachsen. Die Pubertät versaute einem allerdings wieder alles. Man war endlich groß und älter geworden und trotzdem wollte die 21 einfach nicht kommen. Entwicklungstechnisch war da ein Leerlauf eingebaut. Das richtige Alter kam einfach nicht. Aber einen Wolf warten ging auch nicht. Also mal einen Schnupperkurs in der Erwachsenenwelt belegen.

London wo bist du? Beatles, wir kommen. Wir, das waren mein Freund Eddie und ich. Bis auf einen Tag gleiches Alter, gleiche Schule, aber unterschiedliche Klassen. Musik als Hauptinteresse. Eddie war aus meiner Sicht Ur-Ostfriese. Ich war zugezogen, hatte also auch schon außerhalb von Ostfriesland überlebt. Wir passten gut zusammen. Eddie war ein eher vorsichtiger Typ. Ich dagegen viel zu unbedarft. Das ergänzte sich prima. Einer sagte ja und der andere nein. Und genau so machten wir es dann auch. Eigentlich waren wir uns nie einig, aber wir hatten wenigstens mal drüber gesprochen. Zuhause in unserer Clique mussten wir uns damals zwischen Beatles und Rolling Stones entscheiden. Beide gut finden gab eine rote Karte. Eddie und ich hatten uns entschieden. Reines Bauchgefühl. Der Sound der Beatles hatte uns umgehauen. Am Anfang hatte ich allerdings keine Ahnung, wie die Band überhaupt hieß. Mein Bruder hatte vor Jahren eine Single auf dem Plattenspieler liegen lassen. Englisch konnte ich noch nicht. Ich habe sie immer wieder aufgelegt. „Odeon“ stand auf der Scheibe groß und deutlich. Das war es. Das war eine eigene Welt. Keine Erwachsenen-Musik. Das waren meine Jungs. Das war meine Welt. Der Name „Odeon“ entpuppte sich dann aber später als Plattenlable, die Band selbst hieß „The Beatles“, die auch „fab four“, „Pilzköpfe“ oder sogar „Johnpaulgeorgeundringo“ genannt wurden. In einer anderen Reihenfolge bekam man die Namen auch nur schwer über die Lippen.

Das war jedenfalls noch mal ein Gruppenname. So ähnlich wie „Davedeedoozybeakymickandtich“. Solche Namen konnten sich Erwachsene einfach nicht merken. Alleine deswegen fand man sie schon toll.

Mein Traum-Beatle war John Winston Victor Lennon. Eddie fand James Paul McCartney besser. Unter Beatlesfans hatte jeder einen Lieblingsbeatle. Ringo der Lustige, George der Schweigsame, Paul der

Nette und John der Intellektuelle, immer der etwas sperrige Insichgekehrte. Eigentlich hatten eher Mädchen ihren Lieblingsbeatle, aber wir hatten eben auch einen. John. Bei ihm fühlte ich mich zuhause. Er verstand mich, oder besser gesagt, ich glaubte es. Auch er wuchs bei seiner Tante auf und rebellierte. Ähnlich wie bei mir, aber das ist eine ganz andere Geschichte …

Wie kommt man nach London? Von Ostfriesland aus? Wie sagt man seinen Eltern, dass sie einem furchtbar auf die Nerven gehen und man endlich mal eine Auszeit als Kind von ihnen braucht? Eine Auszeit, die sie bezahlen müssen. Kein richtiges Alter. Kein richtiges Geld und dann noch das falsche Ziel. England, London. Das Babylon für meine Eltern. Hier ballte sich alles, was sie sich vornahmen, von ihren Kindern fernzuhalten. Doch in meinem Fall gab es noch ein viel schwierigeres Problem. Nicht London, sondern England allgemein hatte uns böse mitgespielt. So jedenfalls die Argumentation meiner Mutter: „Die Tommys haben uns damals mit Bomben beschmissen. Ganz Hamburg hat gebrannt. Da fährst Du nicht hin. Mit denen wollen wir nichts mehr zu tun haben!“ Schlagartig taten sich für mich mehrere Fragen auf, die ich unglücklicherweise auch so meiner Mutter entgegenschleuderte. „Haben nur die Tommys mit Bomben geworfen und sonst war nichts los im 2. Weltkrieg?“ Antwort: „Das verstehst Du nicht!“ Das stimmte. Frage zwei: „Wieso fahren „wir“ da nicht hin – Du willst Doch gar nicht mit?“ Antwort: „Werde jetzt nur nicht pampig, sonst wird das überhaupt nichts!“ In dem Wort „sonst“ lag ein kleiner Hoffnungsschimmer für mich. Letzte Frage: „Glaubst Du wirklich, dass ich genau die Piloten in London treffe, die damals die Bomben über Hamburg abgeworfen haben? Das sind doch jetzt in London ganz andere Leute?“ Antwort: „Trotzdem! Es bleibt dabei. Und so kommst Du mir schon gar nicht dahin – mit so langen Haaren!“

Zack, da war er, der Kompromiss – Hoffnungschimmer. Ich musste vorher zum Friseur. Peinlich. Meine Haare waren mir heilig. Dafür würde ich sogar ins Gefängnis gehen. Ging ich ein paar Jahre später auch, aber auch das ist eine andere Geschichte…

Jetzt so kurz vor London zum Friseur war Erpressung, aber ohne wirkliche Alternative. Um überhaupt eine Chance zu haben, standen noch ein paar andere Eckdaten auf dem Zettel meiner Mutter. Mich wochenlang anständig benehmen. Keine Widerworte am Abendbrottisch. Im Garten helfen. Rasen mähen. Auto waschen und einkaufen, um dann als ostfriesischer Kurzhaar-Depp in die englische Metropole aller Langhaarigen zu fahren. War es das wert? Es war – und wurde genauso durchgezogen. Die Beatles würden mich verstehen, die hatten ja schließlich auch erst relativ kurze Haare und sich dann Jahr für Jahr „lang“ gearbeitet bis es eine richtig schöne Matte wurde. Ich stand damit erst am Anfang. Erst mal weg – und vielleicht kam ich ja auch gar nicht wieder. Dieser Gedanke ist übrigens keine andere Geschichte. Ich kam wieder. Schade eigentlich…

Es gab von Bremerhaven eine Schiffsverbindung zur Hafenstadt Harwich. Auf dem Schiff Prinz Oberon buchten wir eine Passage. Ohne Eltern. Die standen am Pier und winkten uns mit sorgenvollen Gesichtern zu. So müssen sich die Eltern ein paar Jahre früher von den Beatles in Liverpool auch gefühlt haben, als sich ihre Söhne im gleichen Alter wie wir auf den Weg nach Hamburg machten. Umgekehrt müssen sich die Beatles aber auch so wie wir gefühlt haben, als sie ihre Eltern nur noch ganz klein und tief unter ihnen auf dem Kai haben wie wild mit den Armen fuchteln sehen. Wir fuhren in die entgegen gesetzte Richtung.

Gut vorbereitet, glaubten wir. Um Geld für Unterkünfte zu sparen, hatten Eddie und ich zwei große Säcke Gepäck dabei. Einen für das Zelt, einen für das Gestänge. Eine grundsolide Ausstattung aus gutem, schwerem Material. Dazu Reisetasche und Koffer, so dass man nie auch nur eine Hand frei hatte. Wir wollten uns auch nicht festhalten, wir wollten loslassen. Bye, bye Ossiland.

Selbstverständlich hatten wir uns nicht informiert, ob es einen Weitertransport aus der englischen Hafenstadt nach London gäbe. Wir machten dass, was alle taten. Wir stiegen in einen Bus, der „Shuttle“ hieß, fuhren zweimal um einen Häuserblock bis zum Bahnhof und stiegen in einen Zug in Richtung Victoria Station.

In London angekommen, wollten wir uns in der Touristen-Information nach einem Campingplatz erkundigen, da man uns zuhause in Ostfriesland nichts darüber sagen konnte. Googeln konnten wir zuhause nicht, da es diesen Service noch nicht gab und die PCs leider noch niemand erfunden hatte. Apple gab es zwar schon als eigene Firma der Beatles, aber noch nicht als Computer und als Fußgänger Mitglied im ADAC zu sein, machte auch keinen Sinn,

obwohl die bestimmt ein paar brauchbare Infos gehabt hätten.

But, so what? Camping place? No problem? Nix da! Great problem! In London gab es keine Campingplätze, nicht einmal einen. Wir wollten nach London und wir wollten zelten. Wenn wir nach Berlin, Hamburg oder München gewollt hätten, wären wir gar nicht auf die Idee gekommen, dass es da keine Campingplätze geben könnte. Wozu auch? Für London gingen wir einfach davon aus. Irgendwie nicht richtig zu Ende gedacht. Eine positive Eigenschaft, die entweder Resignation oder Phantasie bescherte. Ich entschied mich für Phantasie – sozusagen als Lebensmotto. Vielleicht hatten wir unseren dreiwöchigen Trip doch einen Hauch zu leichtsinnig geplant? Zwei als Gepäckträger getarnte Ostfriesen in London ohne Dach über dem Kopf. Das ging ja gut los. Victoria Station. Aus der Station raus ans Licht. Da war London. Mit dem überaus geschärften ostfriesischen Blick konnte New York auch nicht imposanter sein. Hier drehte sich die Welt anders. Links herum, was mir als Linkshänder sehr entgegen kam. Reines Bauchgefühl. Hier gab es all das in Hülle und Fülle, was es zuhause nicht gab: Ampeln. Breite Straßen, lustige Taxis, Busse, in denen die Leute übereinan-

der saßen und Menschen in Hülle und Fülle, die meisten nicht aus England. Dagegen war das Zuhause das reinste Meditationszentrum.

Hier in London bekam der Satz, dass man in der Schule fürs Leben lernt, endlich einen Sinn. Erste zaghafte Sprachexkursionen mit den einheimischen Insulanern waren sofort von Erfolg gekrönt. Man sprach englisch. Nachträglich ein dreifaches Hoch auf die stumpfsinnige Vokabelpaukerei in der Schule. Jetzt war davon die Ernte angesagt und die sollte uns sämtliche Tore dieser Stadt nicht mehr als Barriere erscheinen lassen.

Etwas außerhalb Londons absolvierte meine Schwester gerade ein Jahr als Au-pair-Mädchen. Auf die konnte ich mich verlassen, die würde sich sicher auskennen. Dachte ich. Dumm nur, dass sie gar nicht wusste, dass wir in London weilten. Und eine wirklich genaue Ortung ihres Aufenthaltsortes in ihrer Familie hatten wir auch nicht. Nach etlichen Stationen mit der U-Bahn irgendwie Richtung Norden half ein Taxifahrer aus, der uns fast bis ans Ziel fuhr, abkassierte, uns raussetzte und dann verschwand. Auf Nachfrage von uns bei einem Passanten wies der uns jedoch in die völlig entgegengesetzte Richtung. Mit unserem Gepäck waren die 3-4 Meilen Fußmarsch schnell gemacht. Konnten wir uns aber sparen. Denn da kam er schon wieder zurück, unser Taxidriver. Jetzt mit seiner Frau auf dem Beifahrersitz, die eine Torte auf dem Schoß hielt und darauf bestand, dass ihr Taxi fahrender Ehemann seinen Orientierungsfehler uns gegenüber wieder gutmachte. Der Taxifahrer hatte bereits Feierabend und blöderweise seiner Frau von uns German Deppen erzählt, die mit Gepäck für zehn Leute unterwegs waren, ohne genau sagen zu könne, wo sie eigentlich hinwollten.

Wir trafen meine Schwester a few hours later. Sie war erstaunt uns zu sehen, wollte keinen Ärger mit ihren Au-Pair-Eltern, telefonierte hektisch mit einer Auskunft, schrieb für uns eine Adresse auf einen Zettel und bat uns zu gehen. Wie schön, dass man sich auf Geschwister in der Not so gut verlassen kann, herzlich empfangen wird und prompt eine Bleibe findet. Auf diesem Zettel stand „Crystal Palace“. Das lag ziemlich südlich von London. Wir waren mit mittlerweile etwas verlängerten Armen etwas mehr als nördlich von London, aber immer noch am selben Tag der Ankunft. Gefühlt waren bereits mehr als die Hälfte unserer drei Wochen an nur einem Tag vergangen. Ohne auch nur einmal die Gepäckstücke inhaltlich berührt zu haben, wurden unsere Arme in England von Stunde zu Stunde schwerer. Unglaublich. Wir beschlossen zu übernachten und fuhren hitchhikend noch weiter nördlich, fanden eine Wiese und bauten unser Zelt auf. Weit und breit keine Menschenseele. Wasser und Weißbrot mussten langen. Hinlegen. Augen zu. Nichts mehr reden. Keine Vorwürfe. England, wir sind gekommen. Wir haben noch drei Wochen.

Die Nacht war dunkel, die Nacht war ruhig. Es wurde hell. Es war früh am Morgen.

Da gab es plötzlich Erschütterungen in der Erde. Wir lagen direkt mit dem Ohr auf England. Luftmatratzen hatten wir abends aus Kräftemangel nicht mehr aufblasen können. Die ganze Erde bebte. Es kam von allen Seiten. Wir saßen im Zelt und trauten uns dann doch, einen kurzen Blick aus dem Zelt-Bullauge zu werfen. Dann war alles klar. Immer im Kreis um unser Zelt tobte eine Herde Pferde, die unser Zelt wahrscheinlich lustig fanden. Wir sahen vorne aus dem Zelt und entdeckten gut 30 Meter entfernt einen Farmer grinsend am Zaunpfahl lehnend, mit einem Arm lässig die

Pferdeherde antreibend. Der Engländer an sich hätte uns auch anders wecken können.

Wir entschuldigten uns und berichteten ihm von unserem Vortag und der Suche nach einem Campingplatz. Wir mögen doch schon mal packen, er würde sich um das Frühstück kümmern, bekamen wir zur Antwort. Endlich mal eine brauchbare Ansage. Wir packten und verstauten, hegten im Stillen aber bereits jetzt den leisen Verdacht, dass wir zu viel Gepäck dabei haben könnten. Dann kam er wieder, der Pferdetreiber. Mit dem Auto und Weißbrot, Marmelade, Tee. Die Pferde frühstückten auch und hatten sich wieder beruhigt.

Gestärkt machten wir beide uns mit allen nur erdenklichen Verkehrsmitteln im Zickzackkurs durch London auf den Weg bis zum Ort Crystal Palace, dessen Namen ich mal irgendwo im Zusammenhang mit einer Fußball-Mannschaft gehört hatte. Mitten in diesem Örtchen, südlich von London, nicht mehr mit der U-Bahn, sondern nur noch per Zug zu erreichen, gab es tatsächlich einen Campingplatz. Von außen mehr so eine Art Friedhof, mit extrem hohen Hecken und vielen Bäumen round about. Öffnungszeiten 24 hours. Belegung: Full! Jetzt aber mal recht höflich mit a little bit tears in our eyes dem Platzwart klar gemacht, dass wir aus Good Old Germany kämen – und OK, wir hatten den Krieg verloren …

Das fand er witzig und nahm uns auf, mehr aber auch nicht. Nur weil ein Platzwart sagt, er nimmt einen auf, heißt das nicht automatisch, dass auf dem Platz auch Platz ist.

Dies war definitely ein Platz without a place, oder so. Wenn man alle anderen auf dem Platz gefragt hätte, ob sie uns ein paar Zentimeter abgeben würde, dann hätte es rechnerisch gepasst, aber wir haben gar nicht erst gefragt. Wir haben nur stupid geguckt und gewartet. Und tatsächlich, zwei Typen mussten sowieso abreisen, bauten ab und wir schlossen die Lücke.

So, London, jetzt ist aber was los, jetzt kommen wir aber! Aber wir kamen nicht. Wir waren schon wieder erschöpft. Auch lebensmitteltechnisch hatten wir für drei Wochen eine sensationelle Planung. Nämlich gar keine. Neben uns ebenfalls ein kleines weißes Zelt mit zwei verwegenen Typen. Auf dem Zelt in großen hellblauen Lettern das Wort WOODSTOCK draufgepinselt worden war. Das stand da nicht nur, die kamen auch tatsächlich da her. Unser Urlaub war gerettet, die hatten bestimmt viel zu erzählen. Wichtig war nur, ob die im Moment auch etwas Essbares hatten. Beans, oder so?

Woodstock-Festival. Klasse. Wenn so etwas einmal nach Deutschland kommen sollte, haben wir uns damals gedacht, dann wären wir aber so was von dabei, egal wo. Und wir hatten Glück. So ein Festival kam nach Deutschland. Eddie war immer noch eher vorsichtig und blieb zuhause. Ich war im-

mer noch eher unbedarft und wollte mal gucken und bin hingefahren, aber das ist eine ganz andere Geschichte. . .

Die beiden „Beans-Jungs“, erklärten uns erst einmal das Regelwerk des Campingplatzes, damit wir Germans keinen Ärger bekamen. Zweimal am Tag fuhren drei Streifenwagen über den Platz und quer durch die Zeltlandschaft, da immer irgendwo und irgendwann jemand polizeilich gesucht wurde. Also immer sofort Papiere bereithalten. Keine witzigen Kommentare ablassen. Nur antworten, wenn man gefragt wird, sonst Klappe halten. Beim Reden dem Polizisten immer ins Gesicht sehen, nicht nach unten. Das macht ihn nervös. Die „Beans-Jungs“ waren schon einige Tage hier und hatten Erfahrung. Zelt immer offen halten, um der Police Einblick nach innen zu ermöglichen. Nicht vor dem Zelt sitzen bleiben, sondern immer aufstehen. Keine laute Musik mehr ab 23 Uhr. Lagerfeuer ja, aber nachts nicht brennen lassen, usw. usw. Hätte bloß noch gefehlt, dass sie uns zum Friseur geschickt hätten. Hätten sie wohl gerne gemacht, trauten sich aber nicht. Der Friseur im Ort hätte sich wahrscheinlich wegen Überarbeitung krank schreiben lassen, so wie wir alle aussahen. Wer schneidet schon einem ganzen Campingplatz die Haare?

Wir hatten uns das zuhause so schön vorgestellt. Endlich keine Regeln, endlich mal nur das machen, was man wollte. Wo konnte man das besser als hier auf diesem Campingplatz? Und genau das Gegenteil bekamen wir. So etwas nennt man wohl Pech. Aber trotzdem, der Campingplatz hatte was. Endlich Urlaub, endlich weg von den Eltern, endlich in England.

Um eine vernünftige Aufenthaltsqualität für uns sicher zu stellen, musste erst einmal ein solider Haushaltsplan her. Zettel raus, aufschreiben, was man mindestens an einem Tag so ausgeben konnte. Das ganze multipliziert mit 20 Tagen. Blick auf die Gesamtsumme. Geteilt durch 20. Das wurde eng. Der erste gut gemeinte Rat der Eltern: „Junge, und dass Du auch immer ordentlich was isst“, war schon mal dahin. OK, unsere Tageskasse sah mehr Posten für Nahverkehr, Campingplatzgebühr, Konzerte und Musikgeschäfte, Clubs, Bars, etc. vor, als für Lebensmittel. Eben alles eine Frage der Priorität. Aber in Ostfriesland konnte man im Vorfeld über die Lebenshaltungskosten in London auch relativ wenig erfahren. Eigentlich gar nichts. Engländer tranken Tee. Ostfriesen auch. Das war doch schon mal eine sympathische Gemeinsamkeit. Aber sonst? Klar aßen die auch etwas? Aber was?

Mit Stadtplan in der Hand durch London. Sensationell. Ich konnte so einen Plan lesen, mein Kumpel Eddie leider nicht so ganz genau. In der ostfriesischen Heimat brauchte man auch keinen Stadtplan. Dort konnte man gar nicht verloren gehen, höchsten ins Wasser fallen, kam aber trotzdem durch Ebbe und Flut wieder an Land. Zwar tot, aber man kam wieder.

London war unwesentlich größer und irgendwie für zwei Ostfriesen auch leicht unübersichtlich. Linksverkehr stellten wir schnell fest, führte bei uns Ortsunkundigen zu hektischen Bewegungen. Deshalb fiel Eddie am Trafalgar Square auch aus dem fahrenden Doppeldeckerbus. Das musste man erst einmal schaffen. Hinten von der Bus-Plattform fallen. Respekt. War an sich ein toller Auftritt. Schmerzhaft für ihn. Ich fand es eher lustig. Wirklich.

Wir beide standen hinten auf der offenen Plattform des Busses. Ich mit Stadtplan. Eddie sagte sehr bestimmt und sicher: „Hier müssen wir raus, oder? Hier ist Trafalgar Square!“. Ich: „Ja, hier müssen wir hin, aber nicht raus. Die Haltestelle kommt erst noch!“ Da der Bus aber gerade im Kreisverkehr im Stau stand, entschloss sich Eddie jetzt sofort die Plattform zu verlassen, um die Wegstrecke zurück von der Bushaltestelle zu sparen. Gut überlegt, aber schlecht ausgeführt. Ich wollte noch nicht. Exakt im Moment seines ersten Schrittes, fährt der Bus wieder an. Etwas ruckartig vielleicht. Auf jeden Fall verliert unser eiliger Ostfriese zwar nicht die Orientierung, aber den Halt, bekommt ungeheuren Speed, rudert bereits mit den Armen und geht in einer klappmesserartigen 45°-Körperhaltung in eine Art Schussfahrt über.

Respekt. War an sich ein toller Auftritt.

Quer über die Fahrbahn. Unglaublich mit anzusehen. Ein grandioses Schauspiel. Alle Autos blieben stehen, bildeten wie von Geisterhand gesteuert eine Gasse, so ähnlich wie in dem Film „Die Zehn Gebote“, als sich das Wasser teilte. Der selbsternannte Ostfriesenpilot fällt trotz zunehmender Geschwindigkeit weder nach vorn, noch gelingt es ihm, seinen Oberkörper wieder in die Senkrechte zu begeben. Er schießt im-

mer schneller werdend durch diese extra für ihn gebildete Gasse. Passanten bleiben verwundert stehen, blicken verstört auf dieses Schauspiel. Ich habe hinten auf der Plattform des anfahrendes Busses einen guten Überblick, verlängere gerade blitzschnell gedanklich die von Eddie eingeschlagene Streckenführung und entdecke am Ende der gedachten Linie eine Eisengitterabsperrung, auf die Eddie, wenn alles im wahrsten Sinne des Wortes so weiterläuft, aller Voraussicht nach in Bauchnabelhöhe mit seiner Gürtelschnalle aufschlagen müsste.

Auf jeden Fall eine Geschichte, die wir auf keinen Fall zuhause erzählen wollten.

Für ein wahrscheinlich notwendiges Telefonat mit seinen Eltern überlegte ich blitzschnell parallel schon einmal ein paar passende Sätze und grübelte in Sekunden über die englischen Vokabeln „Überführung“ und „Rückholung“ nach. Den Aufprall mochte ich nicht mit ansehen, habe kurz die Augen geschlossen, sie sofort wieder geöffnet und dieses „Good Old German Klappmesser“ über der Brüstung hängen sehen. Was für ein dramatischer Auftritt mitten am Trafalgar Square. Das begeisterte Publikum war völlig hingerissen von diesem Schauspiel, aber wahrscheinlich ging der aufbrausende Applaus für diese sensationelle Stunt-Nummer im gleichzeitig aufbrausenden Verkehrslärm unter?

Das musste man Eddie, dem Vorsichtigen, lassen. Er verstand es aus einem einzigen zu frühen Schritt ein grandioses Spektakel zu inszenieren. An der nächsten Haltestelle bin ich ausgestiegen und zum Hauptdarsteller dieses doch imposanten Schauspiels geeilt. Er konnte sich das alles gar nicht erklären, glaubte, er sei geschupst worden, und hatte wirklich Mühe zu atmen. So etwas wäre in Ostfriesland völlig undenkbar gewesen. Ohne Linksverkehr, ohne Kreisverkehr, ohne Doppeldeckerbus, ohne Plattform und ohne Stau. In einer Weltstadt wie London lauerten überall Gefahren, von denen wir definitiv keine Ahnung hatten, dass hatten wir jetzt begriffen und unsere Lektion gelernt. Auf jeden Fall eine Geschichte, die wir auf keinen Fall zuhause erzählen wollten.

Wie auch die Begebenheit an einem anderen Tag im Rotlichtviertel in Soho. Dort konnte man schon am helllichten Tag in einen Striptease-Club gehen. Gratis-Karten wurden auf der Straße kostenlos von den jeweiligen Türstehern verteilt. Im Club wurde dann schnell klar, dass die Getränkepreise doch erheblich teurer sein würden, als der Gratiseintritt. Wieder so ein ärgerlicher Posten, den wir in unserem Haushaltsplan nicht vorgesehen hatten. Da mussten wir durch. Das war etwas fürs Leben. Der Saal wirkte wie ein etwas zu kleines Kino. Schummriges Licht, an das sich die Augen erst einmal gewöhnen mussten. Aber das war ja wohl der Sinn der Sache, dass sich die Augen an etwas gewöhnen sollten, was sie sonst nicht zu sehen bekamen. Mit Betreten des Clubs wurde durch uns der Altersschnitt total durcheinandergewirbelt. Sieben, acht ältere Herrn saßen verstreut im Raum. Alles irgendwie etwas zu alt, zu schummrig, zu staubig und vor allen Dingen zu teuer. Zu viele „zus“. Besser für uns wäre gewesen, wenn der ganze Laden „zu“ gewesen wäre.

Vorne in der ersten Reihe ein Briefträger – Wait A Minute Mr. Postman - der etwas hektisch in seinem Schoß rumkramte. Der sortierte wahrscheinlich seine Post. Jedenfalls

nahmen wir das an, denn es war unwahrscheinlich für uns, dass er von dort vorne Post an die Damen auf der Bühne zustellen wollte. Und was sollte er sonst wohl machen? Aber wir hatten noch keine Club-Erfahrung. An den Seiten des Schuppens mit verschränkten Armen finster drein schauende Ordner. Auf der Bühne junge Damen – das Alter durch das trübe Licht schwer zu schätzen – die sich mehr oder weniger elegant und gelenkig zu softer Musik entkleideten. Bereits bei der dritten Dame blieb ich völlig verzückt mit meinen Blicken an ihrem Gesicht hängen. Sie trug einen englischen Bowler als Kopfbedeckung und ein dunkles Kostüm. Ich fand sie hinreißend und blickte nur in ihr Gesicht. Sie erinnerte mich ein wenig an Emma Peel, die im Fernsehen mit ihrem Kollegen John Steed Kriminalfälle löste. Sie sah ganz einfach hübsch aus. Einige Minuten später, unsere teuren Drinks waren gerade gekommen, hatte sich meine Emma ihres Kostüms bereits komplett entledigt. Sie hielt nur noch ihren Bowler vor ihre Peel, vor ihre Scham, vor ihr Warndreieck … ich war irritiert und sprachlos. Mein Kumpel Eddie hatte scheinbar das Atmen eingestellt. Ich war wirklich irritiert und konnte in dieser Situation auf kein wirklich schlüssiges Verhaltensmuster zurückgreifen. Also machte ich das, was ich konnte und kannte. Ich machte auf unbedarft und sah Emma Peel einfach ins Gesicht. Schöne Haare, niedliche Ohren, dunkle Augen, die mich urplötzlich direkt ansahen. Doch dann sah ich, wie der Mund anfing, englische Vokabeln in meine Richtung zu werfen: „What about us? Have you enough money in your pocket?“ Das war es jedenfalls, was ich verstand. Als ich darauf zu meiner Geldbörse griff, hörte ich nur ein gepresstes Raunen von dem ostfriesischen Trafalgar Square-Piloten, das in etwa so klang wie: “Mensch, mach hier jetzt keinen Scheiß. Das gibt tierisch Ärger!“ Er war der Vorsichtige – und sollte Recht behalten.

Ich verstand die Frage der jungen Lady wörtlich und sah nach, wie viel Geld ich noch dabei hatte und zeigte ihr die halb geöffnete Geldbörse mit den Worten: „I think, it’s enough!“ OK, ich hatte nicht wirklich Rücksprache mit meinem Piloten gehalten, ob ich seinen Teil der Tageskasse auch gleich für Emma verpulvern dürfte, aber so weit kam ich auch gar nicht mehr. Emma grinste, warf einem der Ordner einen – wie ich fand – netten Blick zu, der daraufhin aus dem Stand über die Sitzreihen sofort bei uns war. Mich am Arm aus dem Sitz hebelte und in kürzester Zeit nach draußen vor die Tür beförderte. Ob dabei überhaupt

noch eine Unterhaltung stattgefunden hat, kann ich aus heutiger Sicht nicht mehr sagen. Wohl eher nicht. Schade nur, dass ich mich nicht ordentlich von Emma Peel habe verabschieden dürfen. Denn meine Mutter hatte mir mit auf den Weg gegeben: „Junge, benimm Dich anständig. Das mir keine Klagen kommen!“ Da war dann wohl noch mal Nachfragen wegen Benimmregeln zuhause angesagt, oder?

Eddie flog übrigens nicht raus. Der kam einfach freiwillig hinterher und wollte nur weg. Eigentlich überflüssig zu erwähnen, das wir noch gut eine Stunde am Nebenausgang standen und auf Emma Peel gewartet haben. Sie kam dann auch, glücklicherweise ohne diesen Rausschmeißer, sah und erkannte mich und meinte freundlich: „Hey, Mr. Money!“ dann schlawenzelte sie zwischen uns durch und ich warf noch ein „nice to meet you“ hinterher. Immer schön höflich bleiben. Damit keine Klagen kommen. Meine Mutter wäre stolz auf mich gewesen. Dann gingen auch wir.

Regent Street, Kings Road, Carnaby Street. So viele Boutiquen auf einen Haufen hatten wir noch nie gesehen. Genaugenommen hatte ich so etwas überhaupt noch nie gesehen. In Ostfriesland gab es keine Boutiquen. Wer Schallplatten kaufen wollte, fuhr über die holländische Grenze nach Groningen und für eine vernünftige Levis-Jeans – vorne mit Knöpfen statt Reißverschluss – musste man mindestens bis Oldenburg düsen. In unserem ostfriesischen Ort Norden gab es zwar Geschäfte, aber nur für Erwachsene, in denen nur die Eltern angesprochen wurden: „Was darf es für den jungen Mann denn sein?“ Und die Eltern antworteten dann: „Er sucht etwas Schickes…“

Das war die Zeit, in der „er“ mein zweiter Vorname wurde. Aber jetzt war „er“ in London auf Mode-Expedition und „er“-forschte ohne Eltern mit Kumpel jede Straße, jeden Platz, jeden Laden, jede Boutique, jedes Regal, jede Schublade, jeden Postkartenständer. Einfach alles. Tag für Tag. Das war wie neu atmen lernen. Ein Überangebot an allem und kaum Geld in der Tasche. So lernte man die besten Ecken der Stadt kennen, die finstersten Gassen allerdings auch, die billigsten Pubs, die merkwürdigsten Bars, die günstigsten aber dennoch angesagten Discotheken.

Tagesziel diesmal Savile Row, die Straße der Schneidereien. Hierher begab man sich, wenn man einen Maßanzug brauchte. Wir benötigten zwar keinen Anzug, wurden aber trotzdem magisch von dieser Straße angezogen. Hier sollte eine Band namens „The Beatles“ ihr Firmenbüro unterhalten. Stand jedenfalls in den Zeitungen die auch manchmal bis Ostfriesland vordrangen. Die Savile Row in London Westminster war eigentlich eine kleine typische Straße mit Parkgarage für die Schlitten der Geschäftsleute, ein kleiner Tabakladen. Mehr nicht. Völlig normal und unspektakulär. Um diese Straße zu finden, brauchte ich vor Ort ausnahmsweise keinen Stadtplan, denn das hatte ich mir bereits sehr oft zuhause auf dem Plan angesehen. Das saß. Vom Piccadilly Circus kommend kurz in die Regent Street Richtung Oxford Street eingebogen und gleich die zweite kleine Straße wieder links und dann rechts. Wir fanden die Straße sofort, hatten aber mal wieder keinen genauen Plan, was wir da eigentlich wollten? Man sieht sich ein Haus an. Tja, und das war es dann auch schon. Unwahrscheinlich, dass John, Paul, George und Ringo vor der Tür stehen würden, um uns zuzurufen: „Hey, Jungs, seit ihr nicht aus Ostfriesland? Wir haben Euch schon erwartet!“ So würde es wohl nicht sein, wäre aber irre gewesen, wenn es sich so ereignet hätte. Was für eine sensationelle Geschichte hätten wir dann unseren Enkeln erzählen können. Aber an

Enkel war nicht zu denken. Wir hatten nicht mal eine Freundin dabei. Etwas verwundert, dass wir nicht schon auf Heerscharen von Beatlesfans trafen, bogen wir beim Tabakladen ganz vorsichtig andächtig in die Savile Row ein und machten uns unweigerlich auf Polizei und Sicherheitsdienst gefasst. Nichts zu sehen. Waren wir falsch? Heute stehen in London vor jeder Boutique, vor jedem noch so kleinen Laden ein oder zwei Security-Typen. Jeder noch so kleine Künstler ist heute von Bodyguards umzingelt. In der Savile Row standen jedenfalls keine. Da lief nicht mal ein Bobby rum.

Wir blicken in die Straße. Links von uns ein weißer Rolls Roys, den wir durch sein Kennzeichen sofort als den von John Lennon identifizieren. Solche Kleinigkeiten wie Autokennzeichen hatte man als Fan-Grundwissen einfach schnell abrufbereit. Konnte man immer mal gebrauchen, wie man jetzt sah. Rechts von uns ein paar Stufen nach oben zu einer ursprünglich mal weißen Haustür. Hier mussten sich außer uns schon hunderte oder tausende Fans vergnügt und sich mit Stiften bewaffnet auf der Tür verewigt haben.

Wir kamen vom Land, waren schüchtern, verunsichert und hatten keinen Stift dabei. Meine Mutter hörte ich zu mir aus dem Off sprechen: „Man schmiert nicht anderer Leute Haustüren voll!“ Würde ich zuhause bei unseren Nachbarn auch nicht machen. Wenn ich da meinen Namen auf deren Tür schreiben würde, um zu dokumentieren, dass ich bei Ihnen war, machte das auch nicht wirklich Sinn. Mein Name allerdings auf der Beatlestür wäre da schon etwas anderes. Die Tür war so eine Art Gästeliste, damit die Beatles wenigstens wussten, wer sie schon alles besucht hatte. Ob man sich im Gebäude bei den Beatles vielleicht einen Stift leihen konnte? Kriegten wir das auf Englisch hin? Nee, das würde eine peinliche Nummer werden. Wahrscheinlich würde man uns festnehmen wegen Sach-beschädigung. Die Tür war jedenfalls geschlossen. Niemand stand davor oder war sonst in der Straße zu sehen. Aber es war das richtige Haus. An der Wand war ein goldenes Schild mit der Aufschrift „APPLE“ angebracht und darüber hing eine große schwarze Fahne mit einem grünen Apfel als Firmenlogo. Der Apfel war komplett abgebildet, nicht angebissen, wie später bei der gleichnamigen Computerfirma. Dieser Fahnenapfel stammte noch aus der Zeit, als Apple noch die Firma der Beatles war, und die damals Ende der 60er Jahre damit begannen, sich selbst und andere Künstler zu vermarkten. Dafür hätten sie bestimmt auch gut Applecomputer gebrauchen können, die es aber noch nicht gab. Alles hat seine Zeit.

Wahrscheinlich würde man uns festnehmen wegen Sachbeschädigung.

Wir hatten auch Zeit und setzten uns abwechselnd auf die Stufen vor die Tür des Büros oder gegenüber zum Rolls Royce vor einen großen schwarzen Eisenzaun. Was sollten wir sonst auch machen? Wir hatten Zeit und keinen Plan. Zwischendurch vereinzelt ein Foto vom Auto, Firmenschild, Tür und Fahne, als Beweis, dass wir auch wirklich auf dem Nordpol der Beatlemania gewesen waren. Mein Fotoapparat war eine Kodak Instamatic 104 mit einem Cassettenfilm für 12 Aufnahmen. Das müsste für drei Wochen London reichen, dachten wir. Drei Wochen und zwölf Aufnahmen. Da brauchte man noch nicht einmal jeden Tag ein Bild machen. OK, war jetzt in unserer

Situation blöd, weil wir gleich vier Aufnahmen auf einmal machten. Das ergab dann eine Woche fotofrei.

Wir warteten, aber die Jungs kamen nicht. Waren sie im Büro? Wenn ja, wann würden sie rauskommen? Wann machte man als Beatle Feierabend? Was machte der Wagen vor der Tür? Dann kamen plötzlich zwei Taxis vorgefahren. Ein kleiner untersetzter Mann, den wir sofort als Beatles-Manager Allen Klein erkannten und die Mitglieder der Band „Badfinger“ stiegen aus und kamen die Treppenstufen auf uns zu. Die Gruppe „Badfinger“ stand bei Apple unter Vertrag, das wussten wir. Und wegen Herrn Klein hatten die Beatles untereinander Stress. Mick Jagger von den Rolling Stones hatte ihn John Lennon empfohlen und George Harrison und Ringo Starr fanden ihn auch OK. Paul McCartney zickte allerdings rum und mochte ihn nicht. Alle stapften jedenfalls an uns vorbei, grinsten uns an. Allen Klein, der kleine Kugelblitz aus Newark, New Jersey raunte uns zu: „Hi, guys!“ Die Tür öffnete sich und die Gruppe verschwand im Haus. Wir gingen nicht mit rein, sondern standen wie angewurzelt da, Fotoapparat noch in der Hand. Selbstverständlich haben wir kein Foto von der Band und Mr. Klein gemacht. Auf so viele Sachen

gleichzeitig konnten wir uns nicht konzentrieren. Einfach nur vor der Tür dumm 'rumstehen war schon schwierig genug für uns. Dann gucken, erkennen, sich freuen, möglichst nicht so peinlich wirken beim Herumstehen vor der Tür. Dann schon lieber den Leuten gerade ins Gesicht sehen und grüßen. Wann sollte man denn da noch fotografieren?

Einige Zeit später kam dann Mr. Allen Klein wieder aus dem Haus, winkte kurz, ging zum weißen Rolls Roys von John Lennon und fuhr langsam davon. Dass Allen Klein sich an uns ganz sicher nicht erinnern konnte, kam dann erst 2009 raus. Da starb er an Alzheimer. Als der Rolls abfuhr, fühlten wir, dass John Lennon nicht da war. Oder fuhr der nur Taxi? Das waren wirklich sehr wichtige Fragen an diesem Tag, die wir da abzuarbeiten hatten. Die Band „Badfinger" kam jedenfalls in den nächsten ein, zwei Stunden nicht mehr aus dem Haus.

Irgendwann haben wir beiden Ostfriesen dann aber doch noch geklingelt. Tür auf. Empfangsdame gefragt: "Are the boys in town?" „Sorry, not yet! Where are you from?" Jetzt bloß nicht Eastfreesland sagen, sondern „Hamburg". „Oh, Hamburg. Fine. Have a nice day here in London". "Thanks" und "Bye" und nichts wie raus. Es ging alles so schnell, da blieb kaum Zeit zum Atmen, aber immerhin, wir haben mal versucht den Beatles in London guten Tag zu sagen. Wenn die dann nicht da sind, haben sie auch irgendwie selber Schuld, oder?

Eigentlich wollten wir noch zum Zebrastreifen in der Abbey Road, aber wir waren von diesem konzentrierten Nichtstun vor dem Apple-Büro so erschöpft, dass wir uns erst einmal um unsere knurrenden Mägen kümmern mussten. Den Zebrastreifen und das Haus von Paul McCartney ein paar Straßen weiter in der Cavendish Avenue haben wir dann irgendwie nicht mehr im Blick gehabt. Dafür musste ein weiterer Londonbesuch herhalten, aber das ist auch wieder eine andere Geschichte…

Die Tage flogen nur so dahin. Abends immer wie jeder gute Engländer mit dem Zug aus der Stadt nach Hause. Wir zum Campingplatz. Treffen vor den Zelten und Austausch, wer wo gewesen war und was erlebt hatte. Wo ist es am billigsten? Wo trifft man die verrücktesten Typen und wie kommt man an Karten für den Marquee Club? Geschichten über Geschichten, richtig romantisch am Lagerfeuer mit ein paar Gitarren und Liedern aus ganz Europa und natürlich immer wieder Beatles, Stones, Bob Dylan, Kinks, Hollies, Donovan und Animals. „House Of The Rising Sun" kannte einfach jeder.

So bekam man in London auf jeden Fall einen halben Tag rum.

Doch dieses Gammlerleben kostete Geld. Für unsere Verhältnisse viel Geld. Zu viel Geld. Kassensturz. Ebbe. Wir hatten zu Beginn unseres Urlaubs rechnerisch ermittelt, wie viel Geld wir pro Tag zur Verfügung hatten. Das ging nun plötzlich bis zu unserer Abreise nicht mehr auf. Den Versuchungen in der Stadt waren wir aber nicht gewachsen. Als Gammler gaben wir einfach zu viel Geld aus. Allerdings nicht für Lebensmittel. Genau das war aber unser Problem. Wir hatten nichts mehr zu Beißen. Nichts, was auch nur im Entferntesten an unseren Status Gammler hätte ranreichen können. Bei uns konnte nichts vergammeln. Wir hatten nichts mehr. Dann kam die geradezu messerscharfe Idee,

rechnerisch wieder in die Spur zu kommen, indem man zwei Tage überhaupt kein Geld ausgibt. Nicht mit dem Zug in die Stadt fährt, nicht in Crystal Palace herumläuft. Nicht andauernd Fish & Chips isst, keine Sandwiches kauft. Keine Sightseeing-Ausgaben verursacht. Am besten wäre es, man würde sich gar nicht vom Fleck bewegen. Dann könnte es klappen. Eddie war irgendwie dagegen, ich dafür. Da von ihm kein klares „Nein“ kam, wurde es genauso gemacht. Wir blieben einfach zwei komplette Tage im Zelt. Bei super Wetter mit strahlend blauem Himmel lagen wir 48 Stunden im Zelt und taten gar nichts. Außer dösen und mal auf dem Weg zur Toilette ein paar Schluck Wasser aus dem Hahn. Sonst dösen, reden, phantasieren. Mal versuchten wir ein Buch zu lesen. Abwechselnd, weil wir nur eins hatten. Die europäischen Mitbewohner rund um uns herum hatten abends ein Einsehen und schoben mal eine Flasche Milch und eine paar Reste-Beans ins Zelt. Wir erklärten ihnen unsere Situation und die dazugehörige Maßnahme. Sie waren alle very impressed – ehrlich stark beeindruckt. Auch so konnte man berühmt werden, denn bei denen hießen wir plötzlich die „crazy germans“. Keine Ahnung, wie sie darauf gekommen sind. Unsere 48 Stunden waren gefühlt nach 72 auch bereits rum. The weather immer noch fine, also rein in die Stadt. Shoppen ohne was zu kaufen. Auch das geht. Seeing ohne sight, oder so ähnlich. Bummeln kann man es wohl auch nennen oder einfach nur schlendern oder rumhängen.

Mal den einen oder anderen Park durchstreifen. Vom Nichtstun eine Pause einlegen. Leute beobachten, oder sich wundern, dass plötzlich ganz viele, wirklich sehr viele Leute einem entgegenkommen und man scheinbar der Einzige ist, der keine Ahnung hat, wo die Reise hingeht. Es sah fast so aus, als ob es irgendetwas umsonst gäbe, so viele Menschen waren plötzlich unterwegs. Man hätte mal jemanden fragen können. Haben wir aber nicht. Wenn wir es aber getan hätten, wäre es für unseren Geldbeutel genau das Richtige gewesen. Das, was wir so dringend gebraucht hätten. Musik umsonst. Ein Umsonst & Draußen-Konzert im Hyde Park.

Wir kamen komischerweise gerade aus dem Hyde Park, allerdings wohl aus der falschen Ecke. Auf einer Parkbank sitzend haben wir dann auch die Musik hinter uns gehört. Mal besser, mal schlechter, je nach Wind, aber nicht wirklich gut. Welche Band da spielte, konnte man von unserer Position nicht genau orten. Wir hätten halt aufstehen müssen um ein paar hundert Meter zu laufen. Wie alle anderen auch. Es waren wirklich viele Leute da. Sie sind uns zwar nicht alle begegnet, aber später haben wir erfahren, dass es 250.000 gewesen sein sollen. Die haben auch fast alle gesessen so wie wir, aber vor der Bühne auf dem Rasen und nicht so vornehm wie wir auf einer Bank.

Das kostenlose Konzert, das ohne uns ablief, war schon seit längerer Zeit geplant, wurde dann aber kurzfristig umgewidmet zu einer Art Gedenkgottesdienst. Brian Jones, der Gitarrist der Band, war drei Tage vorher gestorben. Hatten wir gar nicht mitbekommen. Hin und wieder eine Bild-Zeitung kaufen, hatte es also auch nicht gebracht. Jones war angeblich im Drogenrausch im Pool ertrunken. Oder vielleicht doch ermordet worden, weil er aus der Band aussteigen wollte, um eine eigene zu gründen? Ihm zu Ehren ließ man von der Bühne hunderte weißer Schmetterlinge steigen, von denen wir auch ein paar gesehen haben. Die Band hatte sich für dieses Konzert sofort einen Ersatz besorgt, den Gitarristen Mick Taylor, der es aber nicht besonders lange bei der Band aushielt. Das haben wir alles später erfahren. Aber während wir als zwei eingefleischte Beatlesfans

am Rande des Hyde Parks auf der Bank in der Sonne saßen, spielten quasi hinter uns die Rolling Stones gratis für jeden der wollte. Auch für uns. Wir waren dabei ohne es zu wissen.

Jedenfalls hatten wir zuhause ordentlich Erzählstoff: Twiggy getroffen. Bei den Beatles gewesen, zwar nicht richtig, aber irgendwie doch, die Rolling Stones gehört, zwar nicht richtig, aber irgendwie doch. Tierisch Kohle auf den Kopf gehauen, zwar nicht richtig, aber irgendwie doch, und London kennen gelernt, zwar nicht richtig, aber immerhin. Das haben wir zuhause natürlich alles nicht erzählt, sondern, dass es eine sehr schöne Stadt gewesen sei. Viele Parks, schöne Restaurants, tolle Läden, klasse Museen und viele nette Engländer ohne Bomben. Und von der Überfahrt zurück nach Bremerhaben haben wir berichtet. Das der Sturm so stark wurde, dass das Schiff nach England umkehrten sollte, der Kapitän sich aber anders entschied. Und wir keine Kabine gebucht hatten. Wovon auch? Und als sich der Sturm legte hatten wir bald wieder festen Boden unter den Füßen. Unsere Eltern freuten sich, uns wohlbehalten wieder zu haben. Sie schlossen uns in die Arme. Und es gab keine Klagen.

Mein Kumpel Eddie und ich sind dann am nächsten Tag nach Norddeich gefahren und haben unseren Blick ganz theatralisch über das Meer gleiten lassen. In Richtung England. Das lag eindeutig vor dem Deich. Dann sind wir beruhigt wieder gegangen. Hinter den Deich. Da fühlten wir uns irgendwie sicherer.

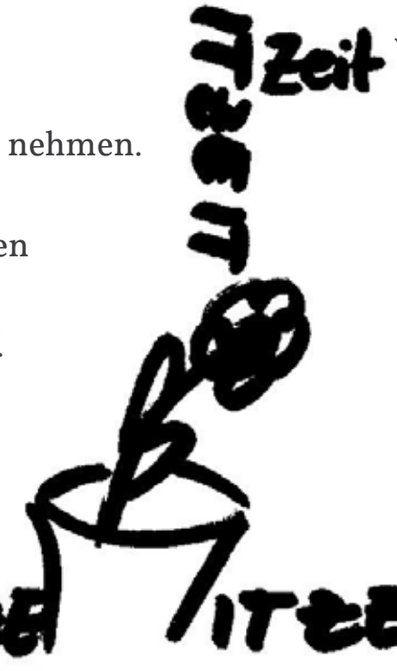
Blick aus dem Zeitfenster

Jetzt habe ich endlich
etwas Zeit für Dich,
pass gut drauf auf,
sie ist gestohlen.

Stimmt nicht,
war nur ein Scherz.

Eigentlich habe ich
gar keine Zeit,
woher soll ich sie auch nehmen.

Sie ist mir zwischen den
Fingern zerronnen,
sie war noch nicht reif.



Aber wenn die Zeit reif ist,
werde ich sie von den
schneebedeckten Bäumen
pflücken und in meinem
Häuschen am See verstecken.

Wenn ich sie dann einmal
dringend brauche,
werde ich sie hervorholen
und ihr einen
französisch klingenden
Namen geben.

Und dann gehe ich
mit ihr Spazieren.

Karin Mörtel

Hippies und Kommunisten

Eine Fotogeschichte von
Andreas Schnell

„Die fahren da Autos wie in Havanna. Sind das Kommunisten?“, fragt mich ein Bekannter, dem ich meine Bilder aus Kalifornien zeige.

Natürlich weiß er, dass eher das Gegenteil richtig wäre. Und doch hat das eine mit dem anderen zu tun. Die Autos, die das Straßenbild von Havanna prägen, sind schließlich ein Relikt ebenjener Macht, die den Kommunismus in die Knie zwang, in Kuba allerdings seinerzeit eine empfindliche Niederlage erlitt. Es ist entweder, je nachdem, Dialektik oder ein Treppenwitz der Geschichte, dass die Autos der Kolonialherren optisch nun den Alltag im irgendwie immer noch ein bisschen sozialistischen Kuba prägen. Der Hang zu alten Autos dort, wo sie auf den Straßen kaum noch zu sehen sind, verdankt sich wohl ganz anderen Gründen. Geschmackliche Gründe, aber auch das Bedürfnis, sich in der kapitalistischen Konkurrenz als Individuum zu inszenieren, das sich in der tendenziellen Gleichförmigkeit der modernen Autoproduktion möglicherweise nur schwer realisieren lässt, machen die Not zur Tugend.

Es ließe sich natürlich auch als sympathischer Akt einer Verweigerung lesen. In Bolinas, nördlich von San Francisco, waren einige ganz besonders schöne Oldtimer zu bewundern. Die Einwohner des Hippie-Refugiums montierten immer wieder die Hinweisschilder an der Bundesstraße ab, die nach Bolinas wiesen. Sie wollten in Ruhe gelassen werden.

Aber die Zeit können sie nicht anhalten.

Und wenn sie ein Café führen, nennen es die einen, nämlich die Betreiber, „Coast Café“, derweil die anderen, die wenigen Einwohner des Nests, es lieber „Closed Café“ nennen, weil es weit häufiger geschlossen ist als geöffnet. Aber die Zeit können sie nicht anhalten. Richard Brautigan, der hier eine Weile lebte, ist tot, der Rost auf der Kühlerhaube eines alten Pick-up Trucks zeigt das Fortschreiten der Zeit unbarmherzig an.

Oder, um es mit Hegel zu sagen: „Der Raum ist sich selbst widersprechend und macht sich zur Zeit.“

BOLINAS
FIRE DIST.

6ULL192

Alles andere als leicht

Wie Tocotronic innerhalb von 20 Jahren von meiner Hass- zur Lieblingsband wurde.

Von Martin Märtens

»Hey hey hey, ich bin jetzt alt, hey hey hey, bald bin ich kalt, im Keller wartet schon der Lohn.« Das geht ja schon wieder gut los. Warum habe ich mir bloß 2010 die Platte „Schall und Wahn“ von Tocotronic zugelegt? Es war dieser eine Song, „Im Zweifel für den Zweifel“, der mich so ansprach, diese Textzeilen »Im Zweifel für den Zweifel, das Zaudern und den Zorn, im Zweifel fürs Zerreißen, der eigenen Uniform«, die mich so unerwartet wie dramatisch in ihren Bann gezogen hatten. Und plötzlich hatte ich dieses Album in der Hand. Ich und ein Tocotronic-Album. Meine Lieblings-Haudrauf-Band. Hoffentlich sieht mich keiner.

Wie war das schön vor 20 Jahren. Tocotronic erblickten das Licht der Welt und wir sahen uns wieder einmal darin bestätigt, dass musikalisch nichts Vernünftiges aus Deutschland kommen kann. Diese Pseudo-Grunger. Mit diesen pseudointellektuellen Texten. Die hatten ja nicht einmal den Mut, politisch Stellung zu beziehen – und das, während wir noch voll im Kampf gegen den Kapitalismus endlose Monologe schwangen und literweise billigen Rotwein aus dem Discounter und ebensolches Bier in uns hineinkippten. Was wollten Dirk von Lotzow und seine Kollegen uns mit ihren Cordhosen, Seitenscheiteln und Trainingsjacken eigentlich sagen. Sollte das etwa Punk sein? Das waren doch eher Lehrerkinder. Und dann dieser alberne Bandname von einer japanischen Gameboy-Version oder etwas ähnlichem geklaut. Teil einer Jugendbewegung wollten sie sein. Hamburger Schule. Das klang eher wie eine Bedrohung, denn musikalisch irgendwie interessant.

Meine Lieblings-Haudrauf-Band. Hoffentlich sieht mich keiner.

Eine Band, die so unwichtig schien, dass sie bei uns schnell in Vergessenheit geriet. 1996 ließ sie uns noch einmal kurz aufhorchen, als Toctronic den Viva-Cometen in der Kategorie „Jung, deutsch und auf dem Weg nach oben“ ablehnte. Wenn ich mir damals die Begründung „Wir sind nicht stolz darauf, jung zu sein. Und wir sind auch nicht stolz darauf, deutsch zu sein“ etwas genauer angehört hätte, hätte ich vielleicht schon früher ein Album der

heute auf vier Mitglieder angewachsenen Band in den Händen gehalten. Hab ich aber nicht. So dauerte es also bis ins Jahr 2010, ehe ich den Schritt wagen konnte.

Drei Jahre musste ich danach warten, bis ich voller Spannung das neue Album mein Eigen nennen konnte. War nicht so schlimm, es gab ja einiges nachzuholen in Sachen Tocotronic. Mittlerweile würde ich die Bandmitglieder auch weniger als Lehrerkinder, sondern viel mehr als „angry young men“ bezeichnen. Zumindest in ihren Anfangsjahren. Ähnlich wie sie selbst ist über die Jahre auch ihre Musik reifer geworden und dennoch: Tocotronic machen es einem auch auf ihrem zehnten Werk alles andere leicht. Kopflastige Texte, viel Kunst, zum Teil schwer zu definierender Sound. Beeinflusst von Beatles- und Beach-Boys-Platten, die sie, wie sie es selbst beschreiben, „auf ihren psychedelischen Pop-Appeal hin geprüft“ haben, sind in den 17 Songs so viele Stilelemente enthalten, dass es schwer fällt, das Album in einer musikalische Richtung zu verorten. Viel Hall und Echos, ein Schlagzeug in Mono, Rock, Shoegaze und theatrale Musik – an dieser Stelle scheint von Lotzow etwas von seinem Projekt Phantom Ghost herübergerettet zu haben.

Tocotronic sind zu Klangästheten geworden. „Wie wir leben wollen“ wurde auf einer Vier-Spur-Tonbandmaschine von 1958 aufgenommen. Die Band dazu: „Im Sommer 2011 reifte bei uns und unserem langjährigen Freund und Produzenten Moses Schneider der Plan für ein Album unter völlig veränderten Vorzeichen. Moses Schneider hatte in Erfahrung gebracht, dass sich das im ehemaligen Flughafen Tempelhof in Berlin ansässige ‚Candy Bomber Studio’ im Besitz einer analogen Telefunken-T9-Vier-Spur-Tonbandmaschine aus dem Jahr 1958 befände. Wir wollten ein Album mit einer Technik aufnehmen, die zuletzt in den späten 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Einsatz kam und fanden in dem Toningenieur und Candy-Bomber-Betreiber Ingo Krauss einen kongenialen Partner für die Umsetzung unserer Visionen.“

Herausgekommen ist ein Werk, welches sich in seiner Ästhetik klar von seinen Vorgängern und vor allem den Anfängen der Band absetzt. Text und Musik lassen sich nicht getrennt voneinander konsumieren. Der Anspruch der Band an die Hörerschaft ist hoch. Tocotronic beweisen einmal mehr, dass es durchaus möglich ist, gute alternative Musik aus Deutschland zu machen. Sie werden es aber wahrscheinlich nie schaffen, die Masse hinter sich zu vereinen. Dafür sind sie zu speziell. Oder wie sie es selbst ausdrücken: »Ich war keiner von den Stars, ich war höchstens Mittelmaß. Doch schwere Arbeit war es nicht für mich.«

Am 6. März starten Tocotronic ihre 2013er Tour im Modernes in Bremen.